

Andreas Kemmerling Genau dieselbe Überzeugung

Durch die Arbeiten von Hilary Putnam, Tyler Burge, Stephen Stich und Saul Kripke wurden gewisse Eigentümlichkeiten des umgangssprachlichen Begriffs der Überzeugung deutlich, die Schwierigkeiten für jede Psychologie in sich bergen, die rationalistisch und individualistisch konzipiert ist.¹ Dabei verstehe ich unter einer *rationalistisch* konzipierten Psychologie eine, die den praktischen Schluß als eine Grundform der psychologischen Erklärung menschlichen Handelns ernst nimmt. Eine derartige Psychologie unterstellt, daß Menschen Überzeugungen und Wünsche haben und daß diese intentionalen Zustände (womöglich im Verbund mit weiteren, die ich ganz außer acht lassen will) eine wesentliche Rolle in psychologischen Erklärungen menschlichen Handelns spielen. Die angestrebten Erklärungen setzen ein gewisses Maß an Rationalität seitens der Handelnden voraus, wenigstens so viel, daß zum Beispiel eklatant inkonsistente Überzeugungen simplen Zuschnitts ausgeschlossen sind. *Individualistisch* konzipiert heiße eine Psychologie, wenn sie von allen Grundprädikaten, die Geisteszustände bezeichnen, verlangt, daß sie ohne Berücksichtigung des Kontexts zuschreibbar sind, in dem sich das Individuum befindet, dem das Prädikat zugeschrieben wird. »Wissen, daß es regnet« etwa ist demnach kein Grundprädikat einer individualistisch konzipierten Psychologie, denn dieser Zustand (zu wissen, daß es regnet) läßt sich einem Individuum nur zuschreiben, wenn es sich in einem Kontext befindet, der gewisse Bedingungen erfüllt: Es muß tatsächlich regnen, damit jemand wissen kann, daß es regnet.² Hingegen mag das Wetter sein, wie es will, wenn jemand glaubt, daß es regnet. Die meteorologische Beschaffenheit des Kontexts spielt anscheinend keine Rolle, wenn es um die Frage geht, ob sich das Prädikat »glaubt, daß es regnet« jemandem zuschreiben läßt. Von einem individualistischen Standpunkt aus betrachtet ist dieses Prädikat mithin psychologisch verheißungsvoller als das entsprechende Wissensprädikat: es könnte eher als Grundprädikat taugen. – Im folgenden werde ich der Kürze halber von »(wissenschaftlicher) Psychologie« sprechen, um die umständliche Wendung »rationali-

stisch und individualistisch konzipierte Psychologie« zu vermeiden. (Man beachte, daß diese Redeweise bloß ein terminologischer Notbehelf ist. Sie soll hier ausschließlich dazu dienen, deutlich zu machen, daß nicht von der Alltagspsychologie die Rede ist; keineswegs soll damit angedeutet sein, jede Psychologie, die wissenschaftlich genannt zu werden verdient, müsse rationalistisch und individualistisch konzipiert sein.)

Die von den oben genannten Autoren vorgebrachten Überlegungen scheinen nun darauf hinzuweisen, daß auch »glauben, daß –« für beliebig viele (wenn auch nicht unbedingt für alle³) Einsetzungen in die Leerstelle nichts ergibt, das für eine wissenschaftliche Psychologie als Grundprädikat akzeptabel wäre. Dies wäre eine verheerende Konsequenz für jede Konzeption von Psychologie, die begrifflichen Einklang zwischen ihren Grundprädikaten und unseren umgangssprachlichen intentionalen Begriffen (wie dem des Glaubens und dem des Wollens) bewahren möchte. Wäre etwa der umgangssprachliche Begriff der Überzeugung durch und durch anti-rationalistisch und anti-individualistisch durchgesetzt, dann könnte eine wissenschaftliche Psychologie keinen begrifflichen Anspruch mehr auf die Alltagspsychologie erheben, die unserer umgangssprachlichen Verwendung dieses Begriffs zugrunde liegt. Angenommen, der umgangssprachliche Begriff der Überzeugung wäre so geartet, daß wir

- jemandem manchmal ohne weiteres widersprüchliche – ja, sogar denkbar flagrant widersprüchliche – Überzeugungen zuschreiben dürften (oder müßten) und daß wir
- einer für sich selbst genommen gänzlich unveränderten Person angesichts verschiedener Kontexte, in denen sie sich befinden könnte, verschiedene Überzeugungen zuschreiben müßten (oder dürften).

Dann gäbe es zwei einschneidende Unterschiede zwischen dem Begriff der Überzeugung, der uns aus der Umgangssprache vertraut ist, und dem ihm entsprechenden Grundbegriff, den uns eine wissenschaftliche Psychologie verheißt. Diese beiden Unterschiede wären gravierend genug, um zu sagen: Solch eine Psychologie erfaßt (mit ihren Grundprädikaten) nicht den umgangssprachlichen Überzeugungsbegriff.

Im Hintergrund der folgenden Überlegungen steht diese Frage: Ist eine begrifflich kontinuierliche Fortsetzung der Alltagspsychologie mit wissenschaftlichen Mitteln möglich? Wird der um-

und-die Überzeugungen hat, dann legt er (ceteris paribus) das-und-das Verhalten an den Tag«.

Wer dies akzeptiert, wird anerkennen, daß eine wissenschaftliche Psychologie unter anderem auch Identitätsbedingungen für Überzeugungen benötigt. Es bedarf eines Kriteriums, nach dem sich bemißt, unter welchen Bedingungen man sagen darf bzw. muß, daß zwei gegebene Überzeugungsbeschreibungen dieselbe Überzeugung (das heißt Überzeugungsvorkommnisse vom selben Typ) beschreiben. Solch ein Identitätsprinzip sollte psychologisch fruchtbar sein: Überzeugungen sollten so individuiert sein, daß die gesuchten Gesetze möglichst einfach und erklärungsstark sind.

Die hier betrachtete Konzeption wissenschaftlicher Psychologie stellt zwei Minimalforderungen an ein Identitätsprinzip. Es soll erstens verträglich sein mit der *rationalistischen Auflage*:

Wenn jemand eine simple kontingente Überzeugung bewußt hat, dann ist kein Negat *derselben Überzeugung* unter den übrigen Überzeugungen, die er in diesem Moment bewußt hat. Zur Formulierung der zweiten Auflage bedarf es eines kleinen terminologischen Vorspanns. Zwei Individuen sollen *äußere Zwillinge* heißen, wenn sie im Rahmen ihrer Körpergrenzen physikalisch völlig gleichartig sind; diese Gleichartigkeit soll für jede Einzelheit ihres physikalisch beschreibbaren Aufbaus und ihrer physikalisch beschreibbaren Entwicklung gelten. Wenn A, wie er zum Zeitpunkt t ist, ein äußerer Zwilling von B ist, wie B zu t^* ist, dann soll gelten, daß die beiden auch in ihrer jeweiligen Vergangenheit immer äußere Zwillinge gewesen sind. – Entsprechend sollen A und B *innere Zwillinge* heißen, wenn ihr intrapsychischer Gesamtzustand völlig gleichartig ist und es auch zu jedem Zeitpunkt ihrer jeweiligen Vergangenheit war. (Zum intrapsychischen Gesamtzustand gehören zum Beispiel Sinneseindrücke, Vorstellungsbilder, innere Monologe, Empfindungen und so weiter.) Würde ein Paar solcher äußerlich und innerlich zwillingshafter Individuen zu einem gewissen Zeitpunkt ihres jeweiligen Lebens eine vollständige Biographie verfassen, so produzierten sie denselben Text. Konfrontierte man jeden von beiden (an einem biographisch gleichen Punkt) mit einer Situation desselben Typs, so hätte dies in beiden Fällen exakt dieselben Konsequenzen, denn ihre Dispositionen zu inneren und äußeren Reaktionen sind ebenfalls identisch. – Wenn A und B sowohl innere

als auch äußere Zwillinge sind, so sollen sie (*psychophysische*) *Doppelgänger* voneinander heißen.

Damit können wir nun die zweite Restriktion formulieren, der ein Identitätsprinzip für Überzeugungen genügen soll; es soll verträglich sein mit der *individualistischen Auflage*:

Wenn jemand eine Überzeugung hat, dann hat jeder seiner psychophysischen Doppelgänger *dieselbe Überzeugung*.

Die gesuchte Identitätsbedingung sollte weiterhin auch nicht wesentlich sprachbezogen sein; mit ihr sollte nicht vorausgesetzt werden, daß nur jemand, der eine Sprache spricht, auch Überzeugungen hat. Es mag zwar sein, daß viele Überzeugungen überhaupt nur von sprachfähigen Kreaturen gehabt werden können. Und es mag auch sein, daß unsere besten (ja, vielleicht sogar unsere derzeit einzig verfügbaren) Anhaltspunkte zur Zuschreibung von Überzeugungen auf das Sprachverhalten der Kreaturen zurückgreifen, denen wir Überzeugungen zuschreiben. Doch in der Identitätsbedingung selbst soll es um prinzipiell alle Überzeugungen gehen, gleichgültig, wer sie hat, und gleichgültig, wie wir im einzelnen am besten uns dessen vergewissern, daß jemand sie hat.

Überzeugungsbeschreibungen

Handelt es sich bei der Überzeugung, die Harvey gestern nacht vor dem Einschlafen als letzte bewußt hatte, um dieselbe Überzeugung wie die, die ich heute früh beim Aufwachen als die erste bewußt hatte? Diese eigentümliche Frage weist auf einen wichtigen Punkt hin. Denn natürlich gibt es auf sie, in dieser Formulierung, keine psychologische Antwort. Wir können diese Frage genausowenig psychologisch beantworten, wie wir die Frage mathematisch beantworten können, ob Harveys Glückszahl dieselbe Zahl ist wie Stephens Unglückszahl. Doch wenn uns eine geeignete Beschreibung (der Zahlen bzw. Überzeugungen) vorläge, dann fiel uns die Antwort leichter.

Warum ist eine Beschreibung wie »die Überzeugung, die Harvey gestern nacht vor dem Einschlafen als letzte bewußt hatte« eine psychologisch ungeeignete Überzeugungsbeschreibung? Betrachten wir folgende Handlungserklärung:

Paul hat die Überzeugungen, die er in den letzten fünf Minuten sprachlich bekundet hat.

Paul hat den Wunsch, den ihm seine Frau gestern abend auszu-
reden versucht hat.

Also schaltet Paul den Fernseher ein.

Diese Erklärung mag sachlich völlig zutreffend sein. Aber es ist keine Erklärung, die in dieser Formulierung von Gesetzen einer psychologischen Theorie gestützt würde. Eine psychologische Theorie erfaßt Wünsche und Überzeugungen nicht unter jeder beliebigen zutreffenden Beschreibung als Handlungsursachen. Eine Psychologie handelt von Überzeugungen und Wünschen in einer geeigneten Beschreibung. In gewissem Sinne läßt eine Erklärung wie die obige offen, welcher Wunsch und welche Überzeugungen Paul zu seiner Handlung geführt haben.

Die beste Antwort auf die Frage »Um welche Überzeugung geht es?« hat die Form: die Überzeugung, daß so-und-so. Eine psychologisch geeignete Beschreibung einer Überzeugung geschieht mit Hilfe eines Daß-Satzes. (Im folgenden werde ich mich – um überflüssige Nebenthemen zu vermeiden – auf Überzeugungen beschränken, die mit Hilfe logisch simpler Daß-Sätze kontingenten Inhalts beschrieben werden.) Und wir wollen von nun an sagen, der *Inhalt* einer durch einen Daß-Satz beschriebenen Überzeugung sei gerade das, was der Daß-Satz ausdrückt, mit dem sie beschrieben wird.⁷

Die Identität von Überzeugungen

Halten wir uns fürs Folgende also an Überzeugungsbeschreibungen mit Hilfe von Daß-Sätzen. Doch haben wir damit nicht schon ein brauchbares Prinzip für Überzeugungsidentität vor uns? Es wäre ja verlockend einfach zu sagen: dieselben Daß-Sätze, dieselben Überzeugungen; verschiedene Daß-Sätze, verschiedene Überzeugungen. Dies liefert uns allerdings kein befriedigendes Identitätsprinzip.

Denn erstens gibt es Fälle, in denen derselbe Daß-Satz Verschiedenes ausdrücken kann. Wenn jemand eine Überzeugung hat, die sich durch »daß Harvey doof ist« beschreiben läßt, und jemand anderes eine auf genau dieselbe Weise beschreibbare Überzeugung, so folgt daraus nicht, daß die beiden dieselbe Überzeugung haben. Die Überzeugung des einen mag von Harvey Keitel handeln und die des andern von Harvey P. Gavagai. – Dies ist das

kleinere Problem. Es läßt sich durch eine in der Logik übliche Fiktion beheben: alle in der Beschreibung der Überzeugung verwandten Eigennamen seien eindeutig; wenn also »Harvey« in einem überzeugungsbeschreibenden Daß-Satz vorkommt, so nur deshalb zu Recht, weil es nur einen einzigen Harvey gibt. So jedenfalls wollen wir tun. Ganz entsprechend seien auch Überzeugungsbeschreibungen mit mehrdeutigen Begriffswörtern oder mehrdeutigen syntaktischen Konstruktionen aus unserer Betrachtung ausgeschlossen.

Es bleibt, zweitens, das größere Problem. Wenn Überzeugungsbeschreibungen mittels verschiedener Daß-Sätze vorliegen, so ist unklar, unter welchen Bedingungen sie dieselbe Überzeugung beschreiben und unter welchen Bedingungen verschiedene Überzeugungen. Denn zumindest manchmal möchten wir ja sagen, daß zwei verschiedene Daß-Sätze dieselbe Überzeugung beschreiben. Jedenfalls möchten wir das im Rahmen einer wissenschaftlichen Psychologie wohl sagen können. Denn es fällt gewiß nicht leicht, sich psychologische Gesetze auszumalen, die irgendeine Handlung erklären, wenn der Handelnde zwar

(a) die Überzeugung, daß Harvey und Stephen einander kennen,
hätte, dieselbe Handlung aber nicht erklärten, wenn er stattdessen

(b) die Überzeugung, daß Stephen und Harvey einander kennen,
hätte. Wenn es aber keine psychologischen Gesetze gibt, die einen Unterschied zwischen diesen beiden Überzeugungen machen, dann sind sie – psychologisch gesehen – dieselbe Überzeugung.

Semantik als Prima Psychologia?

Unser Gefühl, diese beiden Überzeugungen müßten sicherlich in einer wissenschaftlichen Psychologie als ein und dieselbe herauskommen, hängt natürlich damit zusammen, daß wir die beiden Sätze

(A) Harvey und Stephen kennen einander

(B) Stephen und Harvey kennen einander

für gleichbedeutend halten. (a) und (b) sind dieselbe Überzeugung.

gung – so könnten wir versucht sein zu sagen –, weil (A) und (B) dieselbe Bedeutung haben. Und als allgemeines Prinzip einer wissenschaftlichen Psychologie könnten wir nun vorschlagen wollen:

Zwei (durch Daß-Sätze spezifizierte) Überzeugungen sind genau dann identisch, wenn die betreffenden Daß-Sätze im Deutschen dieselbe Bedeutung haben.

Nun müßten wir nur noch wissen, unter welchen Bedingungen Sätze dieselbe Bedeutung haben. In vielen einfachen Fällen mögen wir unsere intuitive Sprachkenntnis für ausreichend halten, um Fragen nach der Bedeutungsgleichheit von Sätzen des Deutschen in einer uns befriedigenden Weise zu beantworten. In zahllosen schwierigen Fällen brauchen wir – zumal als *wissenschaftliche* Psychologen – dazu eine Theorie: eine Semantik des Deutschen. – Unser ins Auge gefaßtes Prinzip setzt also eine Semantik des Deutschen voraus, als höhere Instanz bei der Entscheidung über Fragen der Überzeugungsidentität.

Dreierlei Überlegungen lassen diesen Vorschlag als nicht sonderlich verheißungsvoll erscheinen.

Praktikabilität. – Wir haben keine Semantik des Deutschen zur Verfügung und keine in Aussicht. Die Gelehrten streiten heftig darüber, wie so eine Semantik überhaupt auszusehen habe.

Plausibilität. – Sätze des Deutschen ändern ihre Bedeutung; dadurch ändern sich ihre Synonymiebeziehungen untereinander. Dies hat im Lichte unseres Prinzips zur Folge, daß zwei Überzeugungsbeschreibungen, die gestern verschiedene Überzeugungen beschrieben, heute dieselbe Überzeugung beschreiben können. – Unser Prinzip gibt uns bestenfalls eine akzidentell richtige Individuierung von Überzeugungen an die Hand. Für eine wesentlich richtige Individuierung von Überzeugungen sind jedoch nicht arbiträre Bedeutungsbeziehungen in einer natürlichen Sprache von Belang, sondern gesetzesartige Beziehungen zwischen Geisteszuständen (bzw. zwischen Geisteszuständen und Weltzuständen).

Methodologische Haltbarkeit. – Ohne psychologische Hypothesen über die Sprecher einer Sprache können wir die Korrektheit einer Semantik der betreffenden Sprache nicht beurteilen. Um zu wissen, was ein Satz bedeutet, müssen wir wissen, was Sprecher mit ihm meinen oder meinen würden (wenn sie ihn äußerten); und um das wiederum zu wissen, müßten wir wissen, welche

Überzeugungen sie mit dem Satz zum Ausdruck bringen möchten. Kurz, von einer »reinen« Semantik allein darf man sich kein unabhängiges Identitätsprinzip für Überzeugungen erwarten. Denn die Hypothese, eine bestimmte Semantik einer natürlichen Sprache sei korrekt, enthält potentiell unendlich viele psychologische Behauptungen über die Benutzer dieser Sprache. Zwischen konkurrierenden Semantiken ließe sich also gar nicht entscheiden, ohne eine Entscheidung zwischen konkurrierenden psychologischen Behauptungen zu treffen. Und solch eine Entscheidung ist natürlich nur möglich, wenn uns ein wohlindividuierter Überzeugungsbegriff bereits von anderer Seite zur Verfügung gestellt ist.

Diese Bedenken gegen das ins Auge gefaßte Prinzip für Überzeugungsidentität – auch wenn hier nur lax formuliert und eher angedeutet als triftig ausgeführt – sind für einen wissenschaftlichen Psychologen nicht von der Hand zu weisen. Er sollte sich nach einem anderen Identitätsprinzip umsehen, das die psychologisch wünschenswerte Individuation von Überzeugungen weniger vehement der Semantik natürlicher Sprachen überantwortet.

Das Frege-Prinzip für Überzeugungsidentität

Unsere beste verfügbare Beschreibung von Überzeugungen greift auf Daß-Sätze zurück. Ein syntaktisches Prinzip für Überzeugungsidentität (derselbe Daß-Satz: dieselbe Überzeugung) ist völlig abwegig; ein semantisches Prinzip (bedeutungsgleiche Daß-Sätze: dieselbe Überzeugung) ist bestenfalls eine Sackgasse wissenschaftlicher Psychologie. – Welche psychologisch befriedigende Antwort gibt es also auf unsere Frage:

Wenn X eine durch einen semantisch eindeutigen, logisch simplen und kontingenten Daß-Satz bestimmte Überzeugung ist und Y eine durch einen ebensolchen, aber anderen Daß-Satz bestimmte Überzeugung, unter welcher Bedingung gilt dann: X ist dieselbe Überzeugung wie Y?

Vor einem ganz ähnlichen Problem stand Frege, als er sich um ein (für die Logik angemessenes) Kriterium für Gedankenidentität bemühte. Ihm ging es darum, unter welcher Bedingung der Gedanke, daß ..., derselbe Gedanke ist wie der, daß – – (wobei die Leerstellen mit beliebigen passenden Aussagesätzen in indirekter

Rede auszufüllen sind). Bei seiner Antwort griff er auf den Überzeugungsbegriff zurück: Zwei Gedanken sind verschieden, wenn jemand den einen für falsch und zugleich den andern für wahr halten kann. Dies ist zwar, so wie es sich in den veröffentlichten Schriften von Frege findet, nur eine hinreichende Bedingung für Gedankenverschiedenheit; aber an verschiedenen Stellen im Briefwechsel und Nachlaß wird deutlich, daß Frege es für die logisch simplen, kontingenten Fälle, auf die wir uns hier beschränken, auch als notwendige Bedingung akzeptiert hat.⁸ Wiedem auch sei; jedenfalls soll die folgende Antwort auf unsere Frage nach einem Prinzip der Überzeugungsidentität das *Frege-Prinzip* heißen.

X ist dieselbe Überzeugung wie Y genau dann, wenn es nicht sein kann, daß jemand X und zugleich Y^* hat, und auch nicht, daß jemand X^* und zugleich Y hat.

Das Sternchen ist dabei ein Funktor, der in gewisser Weise der schwachen Negation entspricht; wenn X beispielsweise die Überzeugung ist, daß es regnet, dann ist X^* die Überzeugung, daß es nicht der Fall ist, daß es regnet. Wir setzen dabei harmloserweise voraus, daß es zu jeder Überzeugungsbeschreibung auch eine syntaktisch eindeutig identifizierbare Beschreibung der schwach gegenteiligen Überzeugung gibt. Harmlos ist diese Voraussetzung insofern, als sie nur minimale Anleihen bei der Syntax und Semantik des Deutschen macht.

Das Frege-Prinzip ist ein Identitätsprinzip, kein Zuschreibungsprinzip. Es gehört sozusagen in die Metaphysik der Überzeugungen, nicht in die Erkenntnistheorie zu diesem Thema. Es ist gleichgültig gegenüber der Frage, wem oder was wir auf Grund welcher Anhaltspunkte Überzeugungen zuschreiben: ob Menschen, Tieren, Maschinen, Engeln oder Göttern; ob auf Grund ihres intelligenten Verhaltens, ihrer trauten Erscheinung, ihrer Sprachfähigkeit, ihrer Biochemie, ihrer funktionalen Beschreibbarkeit, ihrer Schuhgröße – all das ist für das Frege-Prinzip völlig gleichgültig.

Dennoch setzt dieses Prinzip stillschweigend einen gewissen Standard für Überzeugungszuschreibungen. Es besagt ja implizite: Wenn du Überzeugungen so zuschreibst, daß die Person P die Überzeugung X hat, dann schliesse aus, daß P zugleich auch die Überzeugung X^* zugeschrieben werden kann. Solange du das nicht ausschließt, hast du P keine *Überzeugung* zugeschrieben. –

Anders gesagt, das Frege-Prinzip fordert: Schreibe Überzeugungen nur mit einer Methode zu, die garantiert, daß du niemals einen Daß-Satz und seine schwache Negation zur Überzeugungszuschreibung bei ein und derselben Person zu ein und demselben Zeitpunkt benutzen kannst.

Es liegt auf der Hand, daß das Frege-Prinzip allen bisher genannten Auflagen an ein Identitätsprinzip für Überzeugungen genügt: Es ist verträglich mit der rationalistischen Auflage (de facto ist es eine Abschwächung); es ist verträglich mit der individualistischen Auflage; und die semantischen Voraussetzungen sind so schwach und unkontrovers, daß die oben erwähnten Einwände hier nicht erhoben werden können. Das Frege-Prinzip ist zwar recht blaß und ein bißchen abstrakt, aber deshalb auch ein um so weniger kontroverser Kandidat für eine wissenschaftliche Psychologie – zumal wenn die psychologisch fruchtbare Individuation von Überzeugungen für eine weitgehend empirische Sache gehalten wird. So ist zum Beispiel mit dem Frege-Prinzip (unter der trivialen Voraussetzung, daß jede Überzeugung mit sich selbst identisch ist) zwar verlangt, daß

$$X \neq X^*$$

und $X^* \neq X^{**}$,

aber es bleibt offen, ob

$$X = X^{**}.$$

Ob diese Identität besteht oder nicht, wird nicht vom Frege-Prinzip allein entschieden, sondern es richtet sich (gemäß diesem Prinzip) danach, ob jemand X und X^{**} zugleich haben kann. Sollten wir jemals Anlaß haben, jemandem die beiden Überzeugungen X und X^{**} (als zugleich gehabte) zuzuschreiben, dann ergäbe das Frege-Prinzip, daß $X \neq X^{**}$. Es hängt also davon ab, welche Überzeugungen wir (als zugleich gehabt) zuzuschreiben belieben, um mittels des Frege-Prinzips herauszufinden, ob sie identisch sind oder nicht. Deshalb habe ich es »recht blaß« genannt; es gibt aus eigener Kraft wenig Aufschluß über Gleichheit bzw. Verschiedenheit einzelner Überzeugungen.⁹ Jede Überzeugung ist mit sich selbst identisch; mehr dürfen wir dem Frege-Prinzip, für sich selbst genommen, an kategorischen Identitätsaussagen nicht entnehmen. Über Verschiedenheit von Überzeugungen ergibt sich nur so viel: Jede Überzeugung ist verschieden von der schwach gegenteiligen. Alle weitergehenden – alle »interessanten« – Gleichheitsbeziehungen zwischen Überzeu-

gungen werden nicht durch das Frege-Prinzip allein, sondern erst durch unsere faktischen Zuschreibungen von Überzeugungen und unsere Einschätzung der Möglichkeit, sie zugleich zu haben, festgelegt.

Ein Zuschreibungskriterium für Überzeugungen: das Kripke-Kriterium

Wenden wir uns nun einem uns besonders teuren Kriterium zur Zuschreibung von Überzeugungen zu. Es ist eines, mit dem wir unseresgleichen Überzeugungen zuschreiben: normalen erwachsenen Muttersprachlern des Deutschen. Natürlich ist das ein sehr enger Begriff von unseresgleichen. Kinder, Psychotiker, Amerikaner, Tiere, Maschinen und vieles andere läßt dieses Prinzip außen vor. Es besagt bloß:

Wenn ein normaler erwachsener deutscher Muttersprachler uns gegenüber ernsthaft, aufrichtig und mit Bedacht einen deutschen Aussagesatz äußert, um einen assertiven Sprechakt zu vollziehen, dann hat er die Überzeugung, daß *p*, wobei für »*p*« eine syntaktisch angemessene Übertragung des von ihm geäußerten Satzes in die indirekte Rede einzusetzen ist.

Kripke hat solch ein Zuschreibungsprinzip erwähnt¹⁰; deswegen nenne ich es im folgenden der Kürze halber das *Kripke-Kriterium*.

Dies Kriterium hat natürlich jede Menge immanenter Schwierigkeiten. Was ist ein assertiver Sprechakt? Wann ist jemand erwachsen? Wie stellt man Aufrichtigkeit, Ernsthaftigkeit und Bedachtsamkeit fest? All das und das übrige sei geschenkt. Es macht auch nichts, daß dieses Kriterium zur Zuschreibung von Überzeugungen sprachbezogen ist. Denn das ist in Ordnung, weil das Kriterium nur eine hinreichende Bedingung dafür wiedergibt, daß jemand eine Überzeugung hat. Andere Kreaturen als unsere bevorzugten normalen erwachsenen deutschen Muttersprachler verlangen andere Zuschreibungskriterien. Philosophisch besonders interessant ist natürlich die Frage, wie ein universales Zuschreibungskriterium aussähe, das eine hinreichende – eine nicht-triviale hinreichende – Bedingung für die Zuschreibung beliebiger Überzeugungen zu beliebigen Entitäten angäbe. Doch wir wollen uns im folgenden ganz eng am Vertrauten halten.

Eine unliebsame Konsequenz

Nehmen wir das Frege-Prinzip und das Kripke-Kriterium zusammen, so ergibt sich eine unliebsame Konsequenz. Denn es könnte ja einen normalen erwachsenen deutschen Muttersprachler geben, der uns gegenüber die beiden folgenden Sätze in einem Atemzug behauptend äußert (wobei er offenkundig ernsthaft, aufrichtig und bedachtsam ist):

Harvey ist doof. Aber Harvey ist nicht blöd.

Mit dem Kripke-Kriterium ergäbe sich dann:

Er hat die Überzeugung, daß Harvey doof ist (kurz: A); und er hat die Überzeugung, daß es nicht der Fall ist, daß Harvey blöd ist (kurz: B*).

Mit dem Frege-Prinzip ergäbe sich dann daraus:

Die Überzeugung, daß Harvey doof ist, ist eine andere Überzeugung als die, daß Harvey blöd ist. (Oder kurz: $A \neq B$.)

Unliebsam ist diese Konsequenz für alle, die zunächst einmal geneigt sind, die beiden in Frage stehenden Überzeugungen – im Hinblick auf eine prospektive wissenschaftliche Psychologie – für ein und dieselbe zu halten. Und genau das sei fürs Folgende einmal unterstellt: Wir alle sind – jedenfalls bevor wir dies zum Gegenstand einer theoretischen Betrachtung machen – viel eher geneigt, A und B »intuitiv« für dieselbe Überzeugung zu halten, als uns durch irgend jemandes Äußerung eines andern belehren zu lassen. Nicht daß wir dies schon einmal vorher bedacht hätten, aber nun – wo so Seltsames gesagt wurde – fällt es uns auf.

Nichts hängt an dem Beispiel. Ich habe es gewählt, weil ich glaube, daß die meisten Doofheit und Blödheit für dasselbe halten, ohne sich dessen jemals bewußt geworden zu sein; wir haben dies zum Beispiel nicht im Deutschunterricht gelernt oder einem maßgeblichen Synonymie-Wörterbuch entnommen. Und nur darauf kommt es mir an: Wir kennen keinen Unterschied zwischen Doofheit und Blödheit, und würden deshalb – vor die wissenschaftlich-psychologische Frage gestellt, ob A und B dieselbe Überzeugung seien – mit einem »Ja« antworten. Wer dies Beispiel für schlecht gewählt hält, belegt, daß es kein völlig abwegiges Beispiel ist (er selbst wäre dann für eine solche Äußerung wie die oben erwähnte gut); und er möge sich statt dessen irgendein anderes wählen, etwa »Es kam zu einem Aufruhr, aber nicht zu einem Tumult« oder »Harvey hat Courage, aber keinen Mut«. ¹¹

Das Unliebsame an dieser Konsequenz ist nun, daß unsere beiden Prinzipien, so wie sie bislang dastehen, uns darauf festlegen, daß die seltsame Bemerkung eines Sprachgenossen auf die Identitätsbeziehung auch zwischen *unseren* Überzeugungen entscheidenden Einfluß hat. – Begegnete uns dieser Fall im wirklichen Leben, dann würden wir den Betreffenden natürlich fragen, was er gemeint hat, als er sagte, Harvey sei doof, aber nicht blöd. Wir würden *nach* der Äußerung zusätzliche Anhaltspunkte für das richtige Verständnis der Äußerung zu gewinnen trachten. Doch alles dieser Art möchte ich hier beiseite lassen. Mein Szenario ist schlicht dies. Da ist ein Sprachgenosse – nennen wir ihn kurz J («Herr Jemand») –, über den wir prinzipiell beliebig genaue Daten bis zum Zeitpunkt der fraglichen Äußerung zur Verfügung haben. Bislang hat J alle Anzeichen von Normalität und Sprachbeherrschung an den Tag gelegt, und auch sein Umgang mit den Wörtern »doof« und »blöd« war bislang keinesfalls auffällig. Nun überrascht er uns im Gespräch mit der unverkennbar ganz ernst gemeinten Bemerkung: »Harvey ist doof. Aber er ist nicht blöd«. Schnitt.

Auf Grund dieses Vorfalles allein müßten wir nun einräumen, daß – wissenschaftlich gesehen – die Überzeugungen A und B verschiedene Überzeugungen sind, auch wenn wir nicht die mindeste Ahnung haben, worin ihr Unterschied bestehen mag. Welchen psychologischen Unterschied zwischen A und B sollen wir nun annehmen? Wir sind offenbar gezwungen, zwischen diesen beiden Überzeugungen einen Inhaltsunterschied anzuerkennen, obgleich wir ihn beim besten Willen nicht angeben können. Und so scheint es doch zumindest abwegig von uns – denen dieser Inhaltsunterschied entgeht – zu sagen, wir hätten (wissenschaftlich gesehen) verschiedene Überzeugungen, wenn wir glauben, daß Harvey doof ist, und glauben, daß Harvey blöd ist.

II

Unser Problem ist dies.

- (1) Es gibt keine bessere Art zur Beschreibung von Überzeugungen als die mit Hilfe von Daß-Sätzen.
- (2) Das Kripke-Kriterium liefert Überzeugungsbeschreibungen

gen mit Hilfe von Daß-Sätzen für einen ausgewählten Personenkreis unter ausgesuchten Bedingungen.

(3) Das Kripke-Kriterium überführt dabei direkte Rede (der Äußerung) rigide in indirekte Rede (der Überzeugungsbeschreibung).

(4) Das Frege-Prinzip individuiert Überzeugungen rigide nach der Möglichkeit, zugleich gehabt zu werden.

Daraus ergibt sich, falls das Kripke-Kriterium und das Frege-Prinzip wahr sind:

(5) Wenn ein Individuum, das den Auflagen des Kripke-Kriteriums genügt, einen Satz äußert, dann hat es eine Überzeugung, die in ihrer besten Beschreibung genau das beinhaltet, was der geäußerte Satz (in indirekter Rede) wiedergibt.

Und es ist plausibel anzunehmen:

(6) Individuen, die den Auflagen des Kripke-Kriteriums genügen, können in einem Atemzug äußern: »Harvey ist doof«, »(Aber) Harvey ist nicht blöd«.

Aus alledem folgt:

(7) Bei der besten Beschreibung von Überzeugungen ist die Überzeugung, daß Harvey doof ist, eine andere Überzeugung als die, daß Harvey blöd ist.

Um die unliebsame Konsequenz zu vermeiden, müssen wir also entweder das Frege-Prinzip oder das Kripke-Kriterium modifizieren. Im ersten Fall müßten wir den Bereich derjenigen einschränken, nach deren simultanen Überzeugungen es sich richtet, ob Überzeugungen identisch oder verschieden sind. Wir könnten dann etwa sagen:

X ist dieselbe Überzeugung wie Y genau dann, wenn es nicht sein kann, daß jemand, der die Eigenschaft Ψ hat, zugleich X und Y^* oder zugleich X^* und Y hat.

Diese bislang unerwähnte Eigenschaft Ψ müßte nun erläutert werden – und zwar so, daß sich ergibt: Keiner, der Ψ hat, kann zugleich A und B^* haben; deshalb sind A und B dieselbe Überzeugung. Unser Sonderling J, der gemäß dem Kripke-Kriterium zugleich A und B^* haben kann, hat demnach nicht die Eigenschaft Ψ und ist mithin unerheblich für die Frage nach der Identität von Überzeugungen.

Die Schwäche dieses Vorschlags ist, daß unklar bleibt, welche Eigenschaft Ψ denn nun sein soll. Rationalität? Konsistenz? Semantische Kompetenz? Was sonst? – Rationalität ist nicht das

Gesuchte; denn was auch immer sie sein mag: Jemand kann rational sein und dennoch die verhängnisvolle Äußerung tun. Trotz Rationalität ergäbe sich, via Kripke-Kriterium, wiederum die unliebsame Konsequenz. – Konsistenz ist ebenfalls nicht das Gesuchte; denn J mag völlig konsistent sein, auch wenn er so seltsam redet. Es könnte ja sein, daß er bloß zwischen zwei Wörtern einen Bedeutungsunterschied wähnt, wo wir keinen machen (und er folglich auch keinen machen sollte, wenn er zu uns spricht). Ist Ψ also semantische Kompetenz? Diese Lösung unseres Problems wäre unbefriedigend aus Gründen, die in Abschnitt 1 genannt worden sind: Was semantische Kompetenz ist, muß im Rahmen einer Semantik erläutert werden; Semantik als *prima psychologia* ist unpraktikabel und inhaltlich sowie methodologisch heikel. – Wenn semantische Kompetenz (für das Deutsche zum Beispiel) bei der Individuierung von Überzeugungen ins Spiel gebracht werden muß, dann nicht beim »metaphysischen« und sprachunabhängigen Identitätsprinzip, sondern bei solchen empirischen Zuschreibungsprinzipien, die es ohnehin mit Sprachbenutzung zu tun haben.

Wenden wir uns also der verbleibenden Möglichkeit zu. Wie könnten wir das Kripke-Kriterium abändern? Gewiß dürften wir nicht von jedermann, auf den dieses Kriterium Anwendung finden soll, verlangen, daß er semantisch vollkommen ist oder daß ihm bei bedachtsamem Reden keine bedeutungswidrige Sprachverwendung unterlaufen kann.¹² Das wäre natürlich eine viel zu starke Einschränkung. Aber könnten wir nicht von jeder Äußerung, auf die das Kripke-Kriterium Anwendung finden soll, verlangen, daß sie nicht bedeutungswidrig ist? Zu diesem Zwecke könnten wir das Kripke-Kriterium mit einem Zusatz vom Schlage des folgenden versehen:

Das Kriterium darf nur angewendet werden, wenn der geäußerte Satz uns semantisch einwandfrei zu sein scheint.

Die genaue Formulierung solch eines Zusatzes soll uns hier nicht kümmern; unterstellen wir einmal, wir hätten den Zusatz so formuliert, daß Js Äußerung (»Harvey ist doof. Aber er ist nicht blöd«) dadurch klarerweise als Anwendungsfall des Kriteriums ausgeschlossen würde. Die unliebsame Konsequenz wäre damit vermieden. Aber ist das neue Kriterium (das Kripke-Kriterium samt Zusatz) noch durch unsere umgangssprachliche Praxis der Zuschreibung von Überzeugungen gedeckt?

Kripke-Kriterium und umgangssprachlicher Überzeugungsbegriff

Welche Absichten und Beweggründe der Redner habe, gerade dies zu sagen und jenes nicht, geht uns hier gar nichts an, sondern nur das, was er sagt.

G. Frege

Schreiben wir im Alltag Überzeugungen tatsächlich nur dann auf Grund von sprachlichen Äußerungen zu, wenn der geäußerte Satz in unseren Augen keine semantische Anomalie aufweist? Ich denke, solch eine Einschränkung gibt es für unsere umgangssprachlichen Zuschreibungen gerade nicht; und dieses Faktum scheint mir ein bezeichnendes Licht auf den umgangssprachlichen Begriff der Überzeugung zu werfen.

Das Kripke-Kriterium erlaubt uns – für gewisse Fälle – den Übergang von

(1) x hat den folgenden Satz geäußert: »...«
über

(2) x hat gesagt, daß ...

zu

(3) x glaubt, daß ...

Wo solch ein semantischer Abstieg gestattet ist, nenne ich das legitimierende Prinzip eine *Tatiz-Regel*¹³; das Kripke-Kriterium ist also eine Tatiz-Regel für den Zusammenhang von Satzäußerung und bekundeter Überzeugung (für gewisse Fälle).

Die Anwendbarkeit des Tatiz-Schemas bei der Interpretation beliebiger Äußerungen ist ein Kennzeichen dafür, daß Interpret und Interpretierter zur selben Sprachgemeinschaft gehören. Wenn wir die auf der Hand liegenden, aber inhaltlich irrelevanten Ausnahmen einmal beiseite lassen, die im Hinblick auf indexikalische und demonstrative Sprachverwendung eigentlich zu machen wären, dann gilt: Nur dort, wo ich von (1) zu (2) übergehe, unterstelle ich eine gemeinsame Sprache zwischen x und mir selbst. Gegenüber der Rede von Sprachgenossen kennt die Anwendung des Tatiz-Schemas (die sogenannte homophone Interpretation) keine Einschränkung – es sei denn, der Äußerer hätte sich erkennbar versprochen oder dergleichen. Von solcherlei Ausnahmen abgesehen ist es stets zulässig, dem Geäußerten unmittelbar das Gesagte zu entnehmen.

Ein anderer Eindruck mag aufkommen, wenn wir Verständigung in einer gemeinsamen Umgangssprache als einen Fall von »radikaler Interpretation« à la Davidson betrachten.¹⁴ Radikale Interpretation einer Sprache L ist die semantisch voraussetzungslose Suche nach einer korrekten Spezifizierung der Bedeutung aller Sätze von L; es ist, anders gewendet, die Suche danach, welche semantisch interpretierte Sprache das System L ist. – Wenn ein Sprachgenosse wie J zu uns spricht, dann mag er uns vor allerlei Schwierigkeiten stellen, ihn zu verstehen, aber nicht vor das Problem, welche Sprache er (sei's auch bloß semantisch gesehen) überhaupt spricht. Wir wissen genau, was er gesagt hat; was er gesagt (und nicht nur, was er geäußert) hat, das haben wir sogar gehört. Sprachgenossen – wenn sie erwachsen, normal usw. sind – interpretieren wir nicht radikal, sondern vielmehr radikal homophon; und dem verdankt es sich auch, daß wir überhaupt eine Sprachgemeinschaft sind. Ob jemand unser Sprachgenosse ist (dieselbe Sprache spricht wie wir), ist für uns keine Sache der theoretischen Erwägung, sondern eine des sozialen Handelns. Er ist unser Sprachgenosse, wenn wir ihn in unserer Verständigungspraxis als Sprachgenossen behandeln, wenn er sich das gefallen läßt und sich uns gegenüber entsprechend verhält. – Und es ist schlicht und einfach so, daß eine semantisch abweichende Äußerung hie und da weder als freiwillige Aufkündigung der Mitgliedschaft in der Sprachgemeinschaft gewertet noch mit Verweisung ins semantische Exil geahndet wird.

Ist vielleicht der zweite Übergang – der von (2) zu (3) – blockiert, wenn der einzusetzende Daß-Satz semantisch anomal ist? Nein, blockiert wäre er nur dann, wenn das, was gesagt wurde, nicht im Ernst, unaufrichtig oder vorschnell gesagt wurde. Wer ernsthaft, aufrichtig und mit Bedacht redet, meint, was er sagt; und wer etwas behauptend sagt und es meint, der glaubt, was er sagt. Eine Einschränkung auf »semantisch einwandfreie« Daß-Sätze gibt es nicht.

Kurz, der ins Auge gefaßte Zusatz zum Kripke-Kriterium gibt unsere umgangssprachliche Zuschreibungspraxis nicht zutreffend wieder. So wie wir gemeinhin reden, ist es zulässig, J die beiden Überzeugungen A und B* zuzuschreiben. (Natürlich sind wir nicht gezwungen, dies zu tun. Wir könnten sehr gut sagen: »Was J von Harvey denkt, weiß ich nicht; er sagt da ganz absonderliche Sachen, auf die ich mir keinen Reim machen kann.« Doch wichtig

ist hier nur, daß jeder, der J die beiden Überzeugungen zuschreibt, dazu durch die im Szenario geschilderten Umstände berechtigt ist.) – Zwischen dem, was einer, der deutsch spricht, wortwörtlich sagt, wenn er ernsthaft, aufrichtig und mit Bedacht redet, und dem, was er glaubt, stellt unsere umgangssprachliche Zuschreibungspraxis den denkbar innigsten Zusammenhang her. Meines Erachtens ist unser in der umgangssprachlichen Zuschreibungspraxis verwandter Überzeugungsbegriff gerade durch diesen Zusammenhang am besten charakterisiert.

(4) x hatte zu t die Überzeugung, daß es regnet.

(5) Hätte man x zu t gefragt, ob er dem Satz »Es regnet« in seinem Wortlaut zustimmt, und wäre x damals des Deutschen, so wie wir es jetzt sprechen, mächtig gewesen und hätte unsere Frage entsprechend verstanden und wäre x damals aufrichtig und bedacht gewesen, dann hätte x ernsthaft zugestimmt.

(5) ist eine brauchbare Paraphrase dessen, was wir mit (4) meinen, wenn wir umgangssprachlich reden. Sie ist sicherlich besser als die Paraphrase, auf die Quine (1960, S. 219) andeutungsweise hinweist:

(6) Wenn ich mir vorstelle, in welchem Geisteszustand x sich zu t befand, dann kommt es mir – in diesem Zustand, in den ich mich da hineinversetze – natürlich und relevant vor, (auf deutsch) zu sagen: »Es regnet«.

Quines Vorschlag führt gerade auch im Falle absonderlicher Äußerungen zu anderen Ergebnissen als (5). Wer sich vorzustellen versucht, in welchem Geisteszustand J war, als er seine Äußerung tat, dem mag alles mögliche oder gar nichts einfallen. Ich persönlich jedenfalls kann mich in keinen Geisteszustand versetzen, in dem es mir natürlich und relevant vorkäme, zu sagen »Harvey ist doof. Aber er ist nicht blöd«. Gemäß (6) könnte ich also – gleichsam mangels imaginativer Unbeweglichkeit – niemals J die beiden Überzeugungen A und B* zuschreiben. Gemäß (5) hingegen habe ich die allerbesten Gründe, J zum Zeitpunkt seiner Äußerung diese beiden Überzeugungen zuzuschreiben. Denn Js Äußerung selbst ist der denkbar beste Beweis dafür, daß er damals den beiden Sätzen »Harvey ist doof« und »Harvey ist nicht blöd« zugestimmt (und dabei alle erforderlichen Bedingungen erfüllt) hätte.

Demnach ist das Kripke-Kriterium nicht irgendein beliebiges

Zuschreibungsprinzip, sondern dasjenige, in dem sich unser umgangssprachlicher Überzeugungsbegriff widerspiegelt. – Aus unseren bisherigen Überlegungen ergibt sich mithin folgendes Dilemma: Wenn wir wissenschaftliche Psychologie betreiben wollen, dann müssen wir entweder den umgangssprachlichen Überzeugungsbegriff aufgeben (indem wir das Kripke-Kriterium verschärfen) oder wir müssen die unliebsame Konsequenz einer kontraintuitiven Individuierung von Überzeugungen in Kauf nehmen.

III

Bisher ging es darum, wie sich der umgangssprachliche Überzeugungsbegriff der rationalistischen Auflage einer wissenschaftlichen Psychologie anbequemen läßt. Nun soll – in freier Variation der bekannten Argumente von Tyler Burge – gezeigt werden, welche grundlegende Schwierigkeit entsteht, wenn es um die individualistische Auflage geht.¹⁵

Zunächst eine Verallgemeinerung des Kripke-Kriteriums für beliebige Sprachen, wobei unterstellt sei, daß wir jede auf eine allgemein akzeptierte Weise ins Deutsche übersetzen. (Diese Unterstellung ist hier harmlos; um Probleme der Übersetzungsunbestimmtheit geht es nicht. Denn die Schwierigkeiten, mit denen wir uns im folgenden beschäftigen werden, entstehen selbst dann, wenn wir die fraglichen Übersetzungen nicht problematisieren.)

Für beliebige Sprachen L gilt: Wenn ein normaler erwachsener Muttersprachler von L ernsthaft, aufrichtig und mit Bedacht den Satz s von L äußert, um einen assertiven Sprechakt zu vollziehen, dann hat er die Überzeugung, daß p, wobei »p« eine syntaktisch passende Übertragung desjenigen deutschen Satzes in die indirekte Rede ist, der die deutsche Übersetzung von s ist.

Eine weitere unliebsame Konsequenz

Stellen wir uns nun eine Sprache vor, die mit dem Deutschen vollständig übereinstimmt – bis auf die Bedeutung der Wörter »doof« und »blöd«. Nennen wir diese Sprache, weil sie *beinahe* deutsch ist, im folgenden *Beutsch*. Die beiden beutschen Wörter »blöd« und »doof« drücken Begriffe aus, die es mit wohlunterschiedenen Aspekten mangelnder Geisteskraft zu tun haben; für keinen dieser beiden Begriffe steht uns im Deutschen ein kurzer sprachlicher Ausdruck zur Verfügung. Deshalb behelfen wir uns bei unserer gedankenexperimentellen Übersetzung mit einem neologistischen Kunstgriff: Wir nennen den mit dem Wort »doof« im Beutschen ausgedrückten Begriff *Dloofheit* und den mit »blöd« im Beutschen ausgedrückten Begriff *Bödheit*. Es ist semantisch völlig makellofes Beutsch, von jemandem zu sagen: »Er ist doof, aber nicht blöd«. Der Bedeutungsunterschied zwischen diesen beiden Wörtern im Beutschen ist – so wollen wir annehmen – zwar unbestreitbar vorhanden (ein beutscher Goethe habe in seine dortigen *Maximen und Reflexionen* einige Bemerkungen zu diesem Unterschied eingeflochten, die von der dortigen Dudenredaktion quasi-amtlich festgeschrieben worden seien). Aber dieser Unterschied sei subtil genug, um einem beutschen Muttersprachler genauso zu entgehen wie einem deutschen Muttersprachler der Unterschied zwischen »eitel« und »arrogant«.

Stellen wir uns nun außerdem noch vor, daß da ein normaler erwachsener Muttersprachler des Beutschen ist, der irgendwann die Satzfolge »Harvey ist doof. Aber Harvey ist nicht blöd« äußert. Bis zum Zeitpunkt dieser Äußerung sei er ein psychophysischer Doppelgänger von J. – Welche Überzeugungen hätte dieser Doppelgänger von J damit bekundet? Gemäß dem erweiterten Kripke-Kriterium sind dies, im Lichte unserer Notbehelfs-Übersetzung, die Überzeugungen C und D*.

C: die Überzeugung, daß Harvey dloof ist

D*: die Überzeugung, daß es nicht der Fall ist, daß Harvey böd ist.

Mit dem Frege-Prinzip ergibt sich daraus die wünschenswerte Konsequenz, daß C und D verschiedene Überzeugungen sind. (Der beutschsprachige Doppelgänger von J beweist ja mit seiner Äußerung, daß jemand zugleich C und D* haben kann.)

Anscheinend haben nun aber J und sein Doppelgänger verschiedene Überzeugungen: J die Überzeugungen A und B*, sein Doppelgänger C und D*. Diese Überzeugungen scheinen paarweise verschieden zu sein, weil

- (a) gewiß eine von Js Überzeugungen falsch ist (denn niemand ist doof und zugleich nicht blöd), aber beide Überzeugungen seines Doppelgängers ohne weiteres wahr sein können (denn es mag jemanden geben, der dloof, aber nicht böd ist); und weil
- (b) die Überzeugungen C und D (sowie ihre Negate) J prinzipiell nicht zuschreibbar sind, genausowenig, wie A und B (oder eines ihrer Negate) Js Doppelgänger zuschreibbar sind.

Falls wir (a) als Individuationsgrund ernst nehmen, so muß es sich bei A, B, C und D um wenigstens drei verschiedene Überzeugungen handeln. Denn C und D sind von vornherein verschieden, und höchstens eine der beiden Überzeugungen A oder B kann mit C oder mit D identisch sein. – Falls wir auch (b) als Individuationsgrund ernst nehmen, dann muß es sich sogar um vier verschiedene Überzeugungen handeln. Beide Ergebnisse sind für eine wissenschaftliche Psychologie nicht akzeptabel, weil damit gegen die individualistische Auflage verstoßen würde, daß psychophysische Doppelgänger dieselben Überzeugungen haben. Die individualistische Auflage legt uns der geschilderten Umstände wegen darauf fest, daß es sich bei A-D um genau zwei verschiedene Überzeugungen handelt.

Die zweite unliebsame Konsequenz liegt nun darin, daß diese prima facie unplausible individualistische Zählweise von Überzeugungen als im Einklang mit der umgangssprachlichen Verwendung des Überzeugungsbegriffs erwiesen werden muß. Zu diesem Zwecke müßte gezeigt werden, daß (a) und (b) bei der umgangssprachlichen Individuation von Überzeugungen zumindest keine ausschlaggebende Rolle spielen, und es müßte plausibel gemacht werden, daß die umgangssprachliche Verwendung von Wörtern wie »glauben« und »Überzeugung« keinen begrifflichen Riegel vor die von einer wissenschaftlichen Psychologie geforderten Identitätsbeziehungen (also zum Beispiel $A = C$ und $B = D$) schiebt.

Zwei weitere Prinzipien zur Individuierung von Überzeugungen

Diese zweite unliebsame Konsequenz rührt – im Gegensatz zur ersten – nicht von einem Zusammenprall von Frege-Prinzip und Kripke-Kriterium her. Das Frege-Prinzip hat mit dem Zustandekommen dieser Konsequenz gar nichts zu tun. Beschränken wir uns im folgenden auf die Betrachtung zweier der vier bisher erwähnten Überzeugungen, und zwar auf

A: die Überzeugung, daß Harvey doof ist

und C: die Überzeugung, daß Harvey dloof ist.

Das Frege-Prinzip besagt, daß A dieselbe Überzeugung ist wie C, wenn es nicht sein kann, daß jemand A und zugleich C* hat (und auch nicht, daß jemand A* und zugleich C hat). Weder das Kripke-Kriterium noch seine Verallgemeinerung ergeben im Rahmen unserer Geschichte etwas zu der Frage, ob jemand zugleich A und C* haben kann oder nicht. Das Kripke-Kriterium ergibt nur, daß J die Überzeugung A hat; die Verallgemeinerung dieses Kriteriums ergibt nur, daß Js Doppelgänger C hat; beides zusammengenommen ist immer noch zu wenig, um nun mit Hilfe des Frege-Prinzips die Frage nach der Identität von A und C zu entscheiden.

Woher kommt also die zweite unliebsame Konsequenz? Sie verdankt sich anderen, bislang noch nicht explizierten Prinzipien zur Individuierung von Überzeugungen; im vorigen Abschnitt sind sie – das erste in (b), das zweite in (a) – nur angeklungen:

- (I) X und Y sind höchstens dann dieselbe Überzeugung, wenn jedem Subjekt, dem eine von ihnen zuschreibbar ist, auch beide zuschreibbar sind.
- (II) X und Y sind höchstens dann dieselbe Überzeugung, wenn sie – im Hinblick auf dieselbe Sachlage – denselben Wahrheitswert haben.

Aus jedem dieser beiden Prinzipien ergibt sich, so scheint es, daß A und C verschiedene Überzeugungen sind. Bevor ich sie im einzelnen betrachte, will ich vorwegnehmend sagen, was letztlich mein Haupteinwand gegen diese beiden Prinzipien sein wird: Sie sind unerheblich für die Frage nach dem begrifflichen Zusammenhang von Alltagspsychologie und wissenschaftlicher Psychologie, denn weder gehören sie der Alltagspsychologie an, noch sind sie der wissenschaftlichen Psychologie zuzurechnen.

Im Falle von (I) scheint es nur so, als ergebe sich daraus – im Lichte unserer Geschichte – die Verschiedenheit von A und C. Diese Folgerung liegt zwar nahe, ist aber nicht zwingend. Sie liegt nahe, weil man so leicht die Annahme macht, J könne kein Beutsch. Aber das war in der Geschichte an keinem Punkt vorausgesetzt. Nehmen wir also einmal an, J sei zweisprachig, er sei ebenfalls ein normaler erwachsener beutscher Muttersprachler.

Diese Zusatzannahme ist mit unserer bisher erzählten Geschichte völlig verträglich. Wir können uns das zum Beispiel so ausmalen: Js Mutter ist beutschsprachig, sein Vater deutschsprachig; J selbst ist dessen nie gewahr geworden. Von der Verwandtschaft seiner Mutter wird er ebenso als vollwertiger (beutscher) Muttersprachler akzeptiert wie von der Verwandtschaft seines Vaters und von uns als deutscher Muttersprachler. Wenn J nun zur Schwester seiner Mutter, allein mit ihr, ernsthaft (usw.) sagt »Harvey ist doof«, so bekundet er damit (gemäß dem dann zuständigen verallgemeinerten Kripke-Kriterium) die Überzeugung, daß Harvey dloof ist, und das ist ja die Überzeugung C. – Im Prinzip ist also J auch die Überzeugung C zuschreibbar.

Damit wäre allerdings noch nicht gezeigt, daß *jedem* Subjekt, dem A zuschreibbar ist, auch C zuschreibbar ist. Dies ließe sich etwa mit den beiden folgenden Annahmen sicherstellen:

(i) Wer Deutsch kann, kann auch Beutsch.

(ii) Jedem Subjekt ist jede Überzeugung zuschreibbar, die ihm relativ zu einer von ihm beherrschten Sprache zuschreibbar ist. (Anders gesagt: Jedem Subjekt ist jede Überzeugung zuschreibbar, die einem seiner Doppelgänger mit Hilfe des verallgemeinerten Kripke-Kriteriums zuschreibbar ist.)

Annahme (i) ist vertretbar. Wir alle können Beutsch, auch wenn wir es de facto nie sprechen. Beutsch ist eine der unzählig vielen möglichen Sprachen, die sich vom Deutschen nur so geringfügig unterscheiden, daß wir auch in ihnen normale erwachsene Muttersprachler sein könnten, ohne dazu irgend etwas anders zu machen, als wir es tatsächlich tun. Für jede dieser Sprachen gilt: Es ist eine Sprachgemeinschaft denkbar, in der diese Sprache gesprochen wird, und zu dieser Gemeinschaft gehört einer unserer Doppelgänger als normaler erwachsener Muttersprachler. – Soweit es plausibel ist, daß psychophysische Doppelgänger hinsichtlich ihrer kognitiven Fähigkeiten (wenn auch nicht unbedingt hinsicht-

lich ihrer jeweiligen kognitiven Leistungen) ununterscheidbar sind, leuchtet (i) ein.

Das Kripke-Kriterium und seine verallgemeinerte Version halten sich bei der Zuschreibung von Überzeugungen ausschließlich daran, was für eine Sprache das Subjekt *tatsächlich spricht*, das mit einer Äußerung eine Überzeugung bekundet. Doch was für eine Sprache jemand tatsächlich spricht, das ist eine Frage, die nur mit Rückgriff auf seine soziale Befindlichkeit beantwortbar ist. Wenn wir Überzeugungen mittels des Kripke-Kriteriums zuschreiben, dann fließt das soziale Faktum, was für eine Sprache gesprochen wird, in die Beschreibung der jeweiligen Überzeugung mit ein:

Wer »Harvey ist doof« äußert und dabei eine Sprache wie das Deutsche spricht, dem ist *deshalb* die Überzeugung A zuschreibbar.

Wer »Harvey ist doof« äußert und dabei eine Sprache wie das Deutsche spricht, dem ist *deshalb* die Überzeugung C zuschreibbar.

Soziale Faktoren haben bei der Zuschreibung gemäß dem Kripke-Kriterium Einfluß darauf, wie die zugeschriebene Überzeugung beschrieben ist. Annahme (ii) läßt das Kripke-Kriterium (samt seiner Verallgemeinerung) völlig intakt; aber der Einfluß sozialer Fakten auf die Art der Überzeugungsbeschreibung wird durch (ii) nivelliert. – Die einzige Rechtfertigung für diese Annahme liegt natürlich darin, daß sie einer individualistischen Individuation von Überzeugungen dient. (ii) ist nichts anderes als ein Postulat, das dem wissenschaftlichen Psychologen gestattet, das neue Individuationsprinzip (I) anzuerkennen. Unter den Annahmen (i) und (ii) sind die Überzeugungen A und C immer simultan zuschreibbar; und deshalb ist die Identität von A und C im Einklang mit dem Prinzip (I).

Diese gewundene Methode, mit Prinzip (I) im Rahmen einer wissenschaftlichen Psychologie zu Rande zu kommen, ist allerdings verzichtbar. Denn (I) kann schlicht und einfach als unerheblich abgewiesen werden. In der Umgangssprache gibt es so ein Prinzip nicht, und es ist kein einziger guter Grund dafür in Sicht, daß eine wissenschaftliche Psychologie sich von vornherein auf dieses Prinzip festlegt.

Gleichglauberei und Überzeugungsidentität

Wie steht es nun mit dem zweiten neuen Prinzip? Gibt es auch einen Weg, die Identität von A und C mit

- (II) Zwei Überzeugungen sind höchstens dann identisch, wenn sie – im Hinblick auf dieselbe Sachlage – denselben Wahrheitswert haben

unter einen Hut zu bringen? Nein – und der Grund dafür ist sehr einfach. Nehmen wir an, tatsächlich verhält es sich so:

Harvey ist doof.

Harvey ist nicht dloof.

Im Hinblick auf diese Sachlage ist A eine wahre Überzeugung, C hingegen eine falsche. Ich sehe keine Möglichkeit, dies zu bestreiten. – (II) versperrt übrigens auch den Ausweg, den wir gerade erwogen haben, um mit (I) zu Rande zu kommen. Dieser Ausweg bestand ja darin, in die wissenschaftliche Psychologie ein neues Zuschreibungskriterium aufzunehmen – eines, das es erlaubt, jeder Person jede beliebige Überzeugung zuzuschreiben, die sich ihr selbst oder einem ihrer Doppelgänger gemäß dem Kripke-Kriterium (oder seiner Verallgemeinerung) zuschreiben läßt. Dank diesem Manöver können wir jedem, der A hat, nun auch C zuschreiben (und umgekehrt). Aber im Lichte von (II) ist dieses Manöver völlig absurd; es ebnet nicht den Weg zur Identifizierung von A und C, sondern führt groteskerweise dazu, jemandem, der einen semantisch eindeutigen Satz geäußert hat, nun beliebig viele verschiedene Überzeugungen zuzuschreiben. – Auch dies zu bestreiten sehe ich keine Möglichkeit.

Wohl aber sehe ich Möglichkeiten und gute Gründe, das Prinzip (II) zu bestreiten. Denn erstens ist (II) – wie die daraus resultierenden Schwierigkeiten zeigen – kein sinnvolles Individuationsprinzip für eine wissenschaftliche Psychologie. Und zweitens ist (II) nicht durch die alltagssprachliche Verwendung des Überzeugungsbegriffs gestützt.

Zum zweiten Punkt. In der Umgangssprache schreiben wir Überzeugungen zu, aber wir individuieren sie nicht, erst recht nicht nach irgendeinem Prinzip, geschweige denn strikt nach einem simplen. Eine Frage des Typs »Ist die Überzeugung, daß so-und-so, identisch mit der, daß das-und-das?« stellte uns vor Rätsel, insbesondere vor das, was der Fragende denn eigentlich wissen will. In der umgangssprachlichen Verwendung des Überzeu-

gungsbegriffs taucht das Problem nicht auf, ob zwei Überzeugungsbeschreibungen – ganz abstrakt betrachtet – dieselbe Überzeugung bezeichnen oder nicht.

Die umgangssprachliche Verwendung des Überzeugungsbegriffs ist eine bloße Zuschreibungspraxis. Natürlich gibt es Redeweisen wie

»a glaubt genau dasselbe wie b« oder

»a ist genau derselben Überzeugung wie b«.

Doch die von diesen Redeweisen ausgedrückten Beziehungen sind ganz andere als die, um die es uns in dieser Arbeit beständig zu tun war, nämlich solche des Typs:

X ist genau dieselbe Überzeugung wie Y.

Redeweisen wie die beiden zuerst genannten handeln nicht von Identitätsbeziehungen zwischen Überzeugungen; in ihnen geht es vielmehr um Gleichglaubensbeziehungen zwischen Personen. Sie lassen sich in einer reinen Zuschreibungspraxis fundieren, ohne daß es eines strikten Identitätsprinzips für Überzeugungen bedürfte. Denn eine Feststellung wie

»Paul ist genau derselben Überzeugung wie Peter«

besagt, daß es eine durch *eine* Beschreibung bestimmte Überzeugung gibt, die sowohl Paul als auch Peter zuschreibbar ist. Mit solch einer Feststellung ist nur gesagt:

»Paul glaubt, daß ..., und Peter glaubt auch, daß ...«,

wobei die Leerstelle beide Male durch denselben Satz auszufüllen ist. Ob eine solche Feststellung zutrifft oder nicht, läßt sich auf Grund von Zuschreibungen allein entscheiden. Die Frage, ob zwei beliebige verschiedene Überzeugungsbeschreibungen dieselbe Überzeugung beschreiben, hat mit alledem nichts zu tun. Anders gesagt, die Frage, ob zwei Personen Gleichglauber (im Hinblick auf irgendeine zu spezifizierende Überzeugung) sind, ist eine ganz andere Frage als die, ob zwei beliebige verschiedene Überzeugungsbeschreibungen dieselbe Überzeugung beschreiben. Nur für die Beantwortung einer Frage des zweiten Typs bedarf es eines Identitätsprinzips: eines allgemein anwendbaren Verfahrens zur Entscheidung dieser Frage. Eine Frage des ersten Typs hingegen kann sich stellen und beantworten lassen, ohne daß ein Identitätsprinzip für Überzeugungen dabei irgendeine Rolle spielt. Deshalb steht es dem wissenschaftlichen Psychologen frei, ein für seine Zwecke geeignetes Identitätsprinzip aufzustellen. Mit der Alltagspsychologie kann er dadurch nicht – zu-

mindest nicht unmittelbar – in Konflikt geraten. Konflikt entstünde nur da, wo der Wahrheitswert ein und derselben Überzeugungszuschreibung in Alltagspsychologie und wissenschaftlicher Psychologie auseinanderklaffte.

Ein Vergleich mag verdeutlichen, worauf es mir ankommt. Da sei eine Gemeinschaft mit Bezeichnungen für Blutsverwandtschaftsbeziehungen: »x ist Vater von y«, »x ist Tante von y« und dergleichen mehr. Einen Begriff des Typs »V ist dieselbe Verwandtschaftsbeziehung wie W« gibt es dort nicht; wohl aber finden sich Feststellungen vom Schlage »x steht in derselben Verwandtschaftsbeziehung zu y, in der w zu z steht«, und damit ist immer nur gesagt: »x ist Tante von y, und w ist Tante von z« oder »x ist Vater von y, und w ist Vater von z« und so weiter. – In dieser Sprachgemeinschaft gibt es also kein Identitätsprinzip für Verwandtschaftsbeziehungen. Wenn nun ein Biologe eine wissenschaftliche Theorie der Blutsverwandtschaft entwickelt und zu einem genetischen Identitätsprinzip für Verwandtschaftsbeziehungen gelangt, dann geht er unweigerlich über das hinaus, was sich in dieser Sprache bislang sagen läßt. Er sagt nun etwas über die Gleichheit bzw. Verschiedenheit von Sachen, bei denen sich bisher die Frage gar nicht stellte, ob sie gleich oder verschieden seien. – Betrachten wir nun folgenden Einwand eines dortigen Philosophen gegen den Biologen: »Du sprichst gar nicht mehr von der Vater/Kind-Beziehung oder der Mutter/Kind-Beziehung, wenn du sagst, sie seien identisch; denn so etwas läßt sich – wie wir unsere Wörter verwenden – weder behaupten noch bestreiten. Wovon du redest, wissen wir nicht; aber eines steht fest: deine genetische Theorie handelt nicht von Verwandtschaftsbeziehungen.« Dieser Versuch, a priori zu beweisen, daß die biologische Theorie nicht in begrifflichem Einklang mit der Alltagssprache dieser Gemeinschaft stehen kann, wäre absurd. Er hätte nur dann eine gewisse Berechtigung, wenn der Biologe – sein eigenes Tun mißverstehend – den Anspruch erhöhe, der Umgangssprache das in ihr angeblich fehlende Identitätsprinzip endlich nachzureichen. Die biologische Theorie – und sei sie noch so gut, as far as it goes – zeigt natürlich nicht, daß gewisse Verwandtschaftsbeziehungen identisch schlechthin sind; sie zeigt bestenfalls, daß diese Beziehungen, *biologisch gesehen*, identisch sind. Es gibt andere interessante Aspekte von Verwandtschaftsbeziehungen (psychologische, soziologische usw.), deren wissenschaftliche

Betrachtung zu anderen Identitätsprinzipien führen mag. Doch alle diese Prinzipien könnten natürlich untereinander und mit dem alltäglichen Sprachgebrauch völlig verträglich sein.

Entsprechend darf eine wissenschaftliche Psychologie natürlich nicht beanspruchen, der Umgangssprache oder Alltagspsychologie *das* Identitätsprinzip für Überzeugungen, das ihr bislang fehle, nachzureichen. In der wissenschaftlichen Psychologie geht es ausschließlich um ein psychologisches Identitätsprinzip – ein Prinzip, das eine Antwort auf die Frage gibt, wann Überzeugungen, *psychologisch gesehen*, identisch sind –, und das ist weder eine Präzisierung des umgangssprachlichen Prinzips (dies läßt sich nämlich, wegen Abwesenheit, nicht präzisieren), noch steht es in Konkurrenz zu Identitätsprinzipien anderer Wissenschaften, die sich mit dem Phänomen der Überzeugung beschäftigen mögen.

Zusammenfassend: In der Umgangssprache gibt es kein Individuationsprinzip für Überzeugungen. Deswegen kann kein Individuationsprinzip, das eine wissenschaftliche Psychologie konstruiert, für sich genommen zum umgangssprachlichen Überzeugungsbegriff in Konflikt stehen. Derlei Konflikt könnte sich nur ergeben, wenn die umgangssprachlichen Zuschreibungen von Überzeugungen in der wissenschaftlichen Psychologie nicht respektiert würden.

IV

Wo stehen wir jetzt? Der umgangssprachliche Überzeugungsbegriff schien für eine wissenschaftliche Psychologie zwei unliebsame Konsequenzen in sich zu bergen. Die erste hatte es mit der rationalistischen Auflage einer solchen Psychologie zu tun, die zweite schien der individualistischen Auflage zu widersprechen.

Die zweite ergibt sich – wie wir gerade gesehen haben – bei näherem Betrachten gar nicht. Der umgangssprachliche Überzeugungsbegriff ist nicht über den Überzeugungsinhalt («anti-individualistisch») individuiert. Der umgangssprachliche Begriff funktioniert – soweit sich das von ihm sagen läßt – jedenfalls ohne ein Individuationsprinzip. Und deshalb ist eine wissenschaftliche Psychologie – gleichgültig, wie sie Überzeugungen individuiert – dem Vorwurf nicht ausgesetzt, sie tue das auf die falsche Weise.

Wenn sie mit der umgangssprachlichen Zuschreibungspraxis verträgliche Ergebnisse hat, dann erfüllt sie alle Anforderungen an begriffliche Kontinuität mit der Alltagspsychologie, die man sinnvollerweise an sie richten kann.

Auch die erste unliebsame Konsequenz ist damit beseitigt. Dennoch bleibt im Zusammenhang mit ihr ein Unbehagen zurück, das zu weiteren Überlegungen Anlaß gibt. Denn unsere »intuitiven« Anschauungen über psychische Normalität und über die Identität unserer eigenen Überzeugungen vertragen sich nicht mit dem, was sich ergibt, wenn wir das Kripke-Kriterium auf die unselige Äußerung von J loslassen und daraus dann mit dem Frege-Prinzip wissenschaftliche Konsequenzen ziehen. Denn wir stehen vor folgendem Dilemma:

Entweder sind A (die Überzeugung, daß Harvey doof ist) und B (die Überzeugung, daß Harvey blöd ist) dieselbe Überzeugung; in diesem Fall ist J psychisch abnorm, weil er ja gemäß dem Kripke-Kriterium die Überzeugungen A und B* zugleich hat, sie gemäß dem Frege-Prinzip aber nicht zugleich haben kann;

oder A und B sind verschieden; das widerspricht unserem intuitiven Urteil, daß wir selbst genau dasselbe glaubten, wenn wir A hätten und wenn wir B hätten.

Sollten wir also unsere vortheoretische Ansicht revidieren, eine wissenschaftliche Psychologie müsse A und B als dieselbe Überzeugung erweisen? Sollen wir uns im Ernst durch die Möglichkeit, daß jemand wie J die (inzwischen sicherlich sattem bekannte) seltsame Äußerung machen kann, von unserer Identitätsintuition abbringen und eines Besseren belehren lassen?

Zwei Aspekte des Inhalts von Überzeugungen: Geine und soziale Wahrheitsbedingungen

Es gibt einen Ausweg, mit dem sich unser Dilemma vermeiden läßt. Dieser Ausweg besteht, grob gesagt, darin, im Überzeugungsbegriff zwei Komponenten zu unterscheiden – eine soziale und eine psychische – und im Hinblick auf die von J mit seiner Äußerung bekundeten Überzeugungen nun zu sagen: Soziologisch gesehen glaubt J etwas Widersprüchliches, psychologisch gesehen etwas Konsistentes.

Um diesen Ausweg einschlagen zu können, bedarf es einer Reihe psychologischer Annahmen. Wir legen uns ab jetzt also auf weitergehende inhaltliche Behauptungen fest, die nicht mehr durch die methodologischen Leitlinien (Rationalismus, Individualismus) wissenschaftlicher Psychologie allein rechtfertigbar sind.¹⁶ Die Bewahrung unserer intuitiven Anschauungen fordert weiteren Tribut. – Wir nehmen zunächst an, daß, wann immer ein Satz des Schemas

(1) x glaubt, daß p

wahr ist, es dann einen Teil von xs gesamtem geistigen Zustand gibt, der alles erfaßt, was an x – für sich selbst genommen – der Fall sein muß, damit (1) wahr sein kann. Sei Z dieser Zustand. Wenn x glaubt, daß p, dann ist Z also ein relevanter Teil seines geistigen Gesamtzustands. Relevant ist Z im Hinblick auf (1); denn würde xs Gesamtzustand so verändert, daß Z (aber möglichst nichts anderes) wegfiel, so wäre (1) falsch. Nehmen wir weiterhin an, wir wüßten auch, worin dieser Zustand Z besteht: nämlich darin, daß es in xs Geist (»an einer bestimmten Stelle«) ein Vorkommnis einer bestimmten mentalen Repräsentation gibt. Und schließlich wollen wir annehmen, diese mentale Repräsentation sei ein Satz der Sprache des Geistes von x, und zwar der (rein syntaktisch spezifizierte) Satz σ .

Unter diesen Voraussetzungen gilt: In einem bestimmten Fall, in dem (1) wahr ist, befindet sich in xs Geist ein Vorkommnis von σ . Der Inhalt von σ – dies ist unsere nächste Annahme – ist allein dadurch bestimmt, welche Rolle σ in den intrapsychischen Abläufen spielt, die in x statthaben und statthaben könnten. (Es gibt Gesetze über diese Abläufe, und diese Gesetze beschreiben unter anderm, wie ein Vorkommnis von σ als das Ergebnis der Vorkommnisse anderer Sätze in xs Geist zustande kommt; sie beschreiben, mit was für andern Satzvorkommnissen ein Vorkommnis von σ dazu führt, daß neue Satzvorkommnisse zustande kommen oder alte verschwinden; und derlei Dinge mehr.)

Über den Inhalt eines Satzes der Sprache des Geistes ist hier nichts weiter bestimmt, als daß er auf Grund der intrapsychischen Gegebenheiten allein zuschreibbar ist. Es ist beispielsweise völlig offen, in welcher Beziehung solch ein Inhalt zu Wahrheitsbedingungen steht. – Als den *geistigen Inhalt* (kurz: das *Gein*) einer Überzeugung wollen wir nun den Inhalt desjenigen geistessprachlichen Satzes bezeichnen, dessen Vorkommnis den relevanten Teil des Gei-

steszustandes ausmacht. Der geistige Inhalt von x s Überzeugung, daß p , ist also der Inhalt von σ ; sei γ dieser Inhalt. Wenn x die Überzeugung, daß p , hat und γ der geistige Inhalt dieser Überzeugung ist, so wollen wir sagen, daß x γ *assentiert*.

Wir sprechen von »geistigen« Inhalten, um das Gein einer Überzeugung nicht damit zu verwechseln, was wir bisher den »Inhalt« einer Überzeugung genannt haben: das nämlich, was ein überzeugungsbeschreibender Daß-Satz bezeichnet. Überzeugungsinhalte in diesem Sinn sollen von nun an *soziale Wahrheitsbedingungen* heißen, zur terminologischen Erinnerung an zweierlei: in überzeugungsbeschreibenden Daß-Sätzen werden die Wahrheitsbedingungen von Überzeugungen angegeben; und für die korrekte Beschreibung mit Hilfe von Daß-Sätzen spielen soziale Faktoren eine Rolle (es ist zum Beispiel erheblich, welche Sprache in der Gemeinschaft des betreffenden Subjekts gesprochen wird).

Mit diesen neuen terminologischen Errungenschaften können wir nun den gewünschten Unterschied so formulieren: Wenn (I) wahr ist, dann ist

die soziale Wahrheitsbedingung der x zugeschriebenen Überzeugung: daß p ;

der geistige Inhalt der x zugeschriebenen Überzeugung: γ .

Soweit terminologische und psychologische Postulate. Und damit zurück zu unserem Dilemma. Es läßt sich nun folgendermaßen auflösen. Entsprechend den beiden unterschiedenen Aspekten des Inhalts einer Überzeugung, die eine Person hat, gibt es auch zwei verschiedene Arten, Überzeugungen mit Rückgriff auf ihren Inhalt zu individuieren. Und diese beiden Individuationsweisen lassen Spielraum dafür, daß sowohl (a) als auch (b) gilt:

(a) Js Überzeugung, daß Harvey doof ist, ist *im Hinblick auf ihre soziale Wahrheitsbedingung* dieselbe Überzeugung wie die, daß Harvey blöd ist.

(b) Js Überzeugung, daß Harvey doof ist, ist *im Hinblick auf ihren geistigen Inhalt* eine andere Überzeugung als die, daß Harvey blöd ist.

Eine wissenschaftliche Psychologie individuiert Überzeugungen im Hinblick auf ihren jeweiligen geistigen Inhalt; deshalb muß das Frege-Prinzip folgendermaßen reformuliert werden:

X ist dieselbe Überzeugung wie Y genau dann, wenn es nicht sein kann, daß jemand den geistigen Inhalt von X und zugleich den geistigen Inhalt von Y* assentiert, und auch nicht, daß

jemand den geistigen Inhalt von X* und zugleich den geistigen Inhalt von Y assentiert.

Dies erlaubt es uns nun, folgende Darstellung von dem Fall des eigentümlichen Herrn J zu geben. J glaubt, daß Harvey doof ist und auch daß Harvey nicht blöd ist. (Das Kripke-Kriterium bleibt – auch in seiner Anwendung auf J – unangetastet.) Was J da glaubt, ist ein Widerspruch – ein Widerspruch hinsichtlich der sozialen Wahrheitsbedingungen seiner Überzeugungen. (A und B sind in dieser Hinsicht dieselbe Überzeugung; unseren semantischen Intuitionen über »blöd« und »doof« wird Rechnung getragen.) Dennoch mag J psychisch normal sein, denn der geistige Inhalt seiner beiden Überzeugungen mag dem Frege-Prinzip genügen. (Wir sind also erfreulicherweise nicht gezwungen, J flagrant inkonsistentes Denken zu unterstellen.) Nicht weniger psychisch normal sind wir, die wir allein deshalb schon nicht sagen würden, was J über Harvey gesagt hat, weil die Überzeugungen A und B in unserem Fall mit ein und demselben geistigen Inhalt einhergehen. (Unsere intuitiven Urteile über die Identitätsbeziehungen zwischen unseren eigenen Überzeugungen sind von keiner wissenschaftlichen Korrektur bedroht.) Die Diagnose, die uns wohl auf Anhieb am einleuchtendsten erscheint, mag gut und gerne richtig sein: J hat den begrifflichen Gehalt dessen, was er da gesagt hat, nicht völlig gemeistert; er beherrscht die Begriffe der Doofheit und Blödheit nicht völlig; die sozialen Wahrheitsbedingungen, die er (in unserer Sprache) als von ihm geglaubt bekundet, stehen quer zum geistigen Inhalt seiner Überzeugungen; kurz, seiner Äußerung liegt ein sprachlicher Fehler von der Art zugrunde, die wir umgangssprachlich mit der geheimnisvollen Formel erklären: »Er hat sich falsch ausgedrückt.«

Somit ist auch die erste unliebsame Konsequenz beseitigt. Kripke-Kriterium und Frege-Prinzip vertragen sich – auch was unsere vorthoretischen Auffassungen angeht – trefflich miteinander, wenn letzteres ganz deutlich als das formuliert wird, was es ist: ein psychologisches Identitätsprinzip für Überzeugungen. – Die erste unliebsame Konsequenz entstand nur daraus, daß wir das Frege-Prinzip unterderhand als ein sozio-semantisches Prinzip mißverstanden haben; als ein Prinzip der Identität von Überzeugungen im Hinblick auf ihre sozialen Wahrheitsbedingungen. Diese intuitiv erspriessliche Harmonisierung von Frege-Prinzip und Kripke-Kriterium gibt es nicht gratis. Wir haben uns in aller

Eile zu einem Begriff des geistigen Inhalts verholpen und dabei im Handumdrehen eine Reihe gewichtiger psychologischer Voraussetzungen gemacht, die hier nicht geklärt, geschweige denn gerechtfertigt wurden. Dazu bedürfte es einer Theorie des geistigen Inhalts mentaler Repräsentationen. Und es ist klar: Wenn eine solche Theorie nicht zu machen ist, dann ist unsere gerade skizzierte Auflösung der Schwierigkeiten schiereres Wortgeklingel.

Eine Theorie des geistigen Inhalts steht vor wenigstens drei grundsätzlichen Problemen. Sie muß, erstens, *Träger* für Geine identifizieren. Sie muß, zweitens, diese Träger eindeutig überzeugungsbekundenden Äußerungen zuordnen (wenn jemand ernsthaft usw. äußert »Es regnet«, dann muß es einen bestimmten Gein-Träger geben, dessen Inhalt der geistige Inhalt der bekundeten Überzeugung ist). Und sie muß, drittens, den Inhalt des Trägers spezifizieren, und zwar zum einen so, daß er – zumindest meistens – zur sozialen Wahrheitsbedingung der bekundeten Überzeugung »paßt«, und außerdem so, daß dabei kein außerpsychischer Faktor eine Rolle spielt.

Man muß kein Vertreter der These von der Existenz einer Sprache des Geistes sein, um diese Probleme für lösbar zu halten. Doch werden unsere drei Probleme im Lichte dieser These besonders anschaulich: Finde die Syntax der inneren Sprache heraus! Ordne jedem Satz der äußeren Sprache, den das Subjekt ernsthaft (usw.) äußern könnte, genau einen inneren Satz zu! Und entwickle (unter den genannten erschwerenden Auflagen) eine Semantik der inneren Sprache, so daß sich eine plausible Korrelation zwischen dem ergibt, was in der inneren Sprache assentiert und in der äußeren Sprache gesagt (als Überzeugung bekundet) wird!

So schaut es aus, als stehe eine Theorie des geistigen Inhalts vor nichts anderem als einem ganz besonders schwierigen Übersetzungsproblem. Wir dürfen, wenn wir die innere Sprache übersetzen, dabei nicht berücksichtigen, wie es in der Außenwelt zugeht. Das macht die Übersetzung schwierig. Wir haben die Sprache gar nicht zur Verfügung, die wir übersetzen sollen. Das macht die Übersetzung besonders schwierig. Was die Übersetzung jedoch *ganz* besonders schwierig macht, ist dies: Uns fehlt sogar eine Sprache, in die wir übersetzen könnten.

Denn uns fehlen die Worte, mit denen wir Geine auf deutsch angeben könnten. Dies läßt sich leicht einsehen, wenn wir Put-

nams Zwillingserden-Gedankenexperiment¹⁷ mit folgendem Basis-Postulat der Theorie des geistigen Inhalts in Zusammenhang bringen:

Wenn jemand ein Gein assentiert, dann assentiert jeder seiner psychophysischen Doppelgänger dasselbe Gein.

Unser zworldischer Doppelgänger glaubt, es sei Zwasser im Glas, wenn er ernsthaft (usw.) äußert »Hier ist Wasser im Glas«; wir selbst – wenn wir solch eine Äußerung tun – glauben, es sei Wasser im Glas. In beiden Fällen wird ein und derselbe Inhalt ein und desselben geistessprachlichen Satzes assentiert. Sei σ dieser Satz. Die Frage ist nun: Wie läßt sich (2) zu einer wahren Feststellung vervollständigen?

(2) σ beinhaltet, daß ...

Der in die Leerstelle von (2) einzusetzende Satz müßte gleichsam neutral sein, was die Beschaffenheit der Flüssigkeit angeht, von der da jeweils geglaubt wird, sie sei im Glas. Denn das assentierte Gein sollte ja in beiden Fällen dasselbe sein, und die Einsetzung für »...« in (2) gäbe dieses Gein an. – Ich bezweifle, daß sich das Gesuchte finden kann. Die erforderliche Neutralität ist nichts, was deutschen Wörtern eignet. Selbst wenn man für das Wort »Wasser« eine auf den ersten Blick phänomenalistisch akzeptable Paraphrase im Deutschen fände, so fehlte zum Beispiel immer noch jedweder Grund anzunehmen, daß alle in der Paraphrase verwendeten Wörter gegen weitere Gedankenexperimente à la Putnam immun wären. Eine phänomenalistische Hauruck-Methode verheißt ebenfalls keinen Erfolg; beispielsweise würde es uns nicht weiterhelfen, einfach zum Schema

(3) σ beinhaltet, daß es so scheint, als ob ...

überzugehen. Die einsetzbaren Worte »Wasser im Glas ist« hätten immer noch ihr volles semantisches Gewicht: Es scheint uns ja nicht so, als ob Zwasser im Glas ist, wenn wir glauben, daß Wasser darin ist; und für unsere zworldischen Doppelgänger gilt das Umgekehrte. – Kurz, ich glaube nicht, daß sich ein deutscher Daß-Satz findet, der das von mir und meinem Doppelgänger gemeinsam assentierte Gein (meiner Überzeugung, daß Wasser im Glas ist, und seiner Überzeugung, daß Zwasser im Glas ist) wiedergeben könnte.

Wer diesen Pessimismus teilt, wird vielleicht (wie ich selbst auch) das Heil in einer prinzipiell anderen Konzeption von Geinen suchen. Danach sind Geine keine bedauerlicherweise auf deutsch

unbeschreibbaren Wahrheitsbedingungen. Vielmehr sind sie überhaupt keine Wahrheitsbedingungen, sondern etwas, das mit anderen Faktoren zusammen Wahrheitsbedingungen festlegt.¹⁸ Geine sind demnach Funktionen. Sei γ das Gein meiner Überzeugung, daß Wasser im Glas ist. γ legt dann für die Umstände, in denen ich mich befinde, die Wahrheitsbedingung fest, daß Wasser im Glas ist; für die Umstände meines zwirdischen Doppelgängers legt γ die Wahrheitsbedingung fest, daß Zwasser im Glas ist. – Auch aus einem solchen Ansatz zu einer Theorie des geistigen Inhalts ergibt sich die Konsequenz, daß Geine sich nicht ins Deutsche übersetzen ließen.¹⁹ Wir haben ja keine Beschreibung für solche Funktionen. – Eine Theorie des geistigen Inhalts von Überzeugungen steht vor unüberschaubar vielen Problemen. Zweifel an der Machbarkeit einer solchen Theorie sind berechtigt.

V

Das Vorhaben einer wissenschaftlichen Psychologie darzustellen oder zu verteidigen war nicht meine Absicht. Zu solch einem Vorhaben gehört sehr viel mehr als bloß eine rationalistische und individualistische Grundhaltung. Eine wissenschaftliche Psychologie muß sich zu vielerlei deutlich machen, das ich hier völlig beiseite gelassen habe: etwa zum Körper/Geist-Verhältnis, zur Grundkonzeption des psychologischen Modells oder zu erkenntnistheoretischen Problemen interpersonaler und transtemporaler Überzeugungsidentität. All dies und auch jeder Einwand, der sich daraus für vorliegende Entwürfe einer wissenschaftlichen Psychologie ergeben mag, spielte hier keine Rolle.

Es ging ausschließlich um die Frage: Ist es im Rahmen einer Psychologie, die sich gewissen rationalistischen und individualistischen Auflagen unterwirft, grundsätzlich möglich, Überzeugungen (im gewöhnlichen Sinne des Wortes) auf plausible Weise zu individuieren? – Darauf möchte ich zwei Antworten geben: »Ja« – einmal lauthals und einmal kleinlaut. Warum dies? Nun:

Der gewöhnliche Überzeugungsbegriff spiegelt sich darin, wie wir Überzeugungen gewöhnlich zuschreiben. Die in der gewöhnlichen Sprache übliche Praxis der Zuschreibung von Überzeugungen ist weitgehend ein ungeregelter Wirrwarr. Alles mögliche hat Einfluß darauf, daß einer, gegenüber einem andern, die doxasti-

sche Befindlichkeit eines dritten gerade so beschreibt, wie er sie beschreibt. Überzeugungszuschreibungen in der freien Wildbahn des Alltags sind oft bloß Mutmaßungen, der trübe Ausfluß irgendeiner leger betriebenen Empathie. Wir schreiben Überzeugungen häufig einfach auf Grund von Anhaltspunkten im außersprachlichen Verhalten zu, und kein Prinzip berechtigt uns dabei in höherem Maße gerade zu der Zuschreibung, die wir wählen, als zu vielen andern, die wir mit gleicher sachlicher Berechtigung hätten wählen können. Eine Besonderheit der durch das Kripke-Kriterium geregelten Zuschreibungspraxis ist die Eindeutigkeit der resultierenden Zuschreibung; wer gesagt hat »Es regnet«, dem ist nun (mit dem Kripke-Kriterium) nur die Überzeugung, daß es regnet, zuschreibbar: nicht die Überzeugung, daß es nieselt, nicht die, daß es schüttet, und natürlich auch nicht die, daß Regenheit sich manifestiert, oder die, daß ein Teil des großen Regenganzen vorliegt. In unserem ansonsten sehr libertinen Umgang mit dem Glaubensprädikat liefert ein sei's auch noch so voraussetzungsreiches und zugleich verschwommenes Regulativ wie das Kripke-Kriterium immerhin einen Ansatzpunkt dafür, überhaupt von einem *Begriff* der Überzeugung in der Umgangssprache oder Alltagspsychologie zu sprechen. Man mag gegen dieses Zuschreibungskriterium vielerlei einwenden, aber ich bezweifle, daß es etwas Präziseres oder Grundlegenderes gibt, woran man den umgangssprachlichen Überzeugungsbegriff festmachen könnte. – Das Kripke-Kriterium ist so dehnbar wie die Begriffe, die in ihm eine Rolle spielen. Meine Strategie war es, bei seiner Anwendung möglichst viel Spielraum für anscheinend anti-rationalistische und anti-individualistische Tendenzen zuzugestehen. (Kein ordinary-language-Philosoph könnte mehr verlangen.)

Dies Zugeständnis hat eine Grenze. Das Kripke-Kriterium, gleichgültig wie weit es gedehnt wird, erlaubt aus eigener Kraft nur Zuschreibungen, keine Gleichsetzungen von Überzeugungen. Deshalb hat eine Wissenschaft, die Überzeugungen psychologisch zu individuieren trachtet, freie Hand, solange sie nur die Zuschreibungen respektiert, die sich aus der Anwendung des Kripke-Kriteriums ergeben.

Eigentlich hat sie freie Hand. Doch wir, von denen diese psychologische Wissenschaft handeln würde, haben Anschauungen über Gleichheit und Verschiedenheit von Überzeugungen, auch wenn

wir sie umgangssprachlich nur unindividuiert uns selbst und andern zuschreiben. Wir treiben, gleichsam hinter unserem eigenen Rücken, spekulative Psychologie vor aller Wissenschaft und jenseits der Umgangssprache; das Ergebnis sind »Intuitionen« – Postulate einer spekulativen (Laien-)Psychologie. Jede wissenschaftliche Psychologie, die auch unseren vorthoretischen Anschauungen sich anbequemen will, muß in Wahrheit drei – und nicht nur zwei – Dinge unter einen präsentablen Hut bringen: erstens den umgangssprachlichen Überzeugungsbegriff, der sich in unserer geregelten Zuschreibung von Überzeugungen darstellt, zweitens einen wissenschaftlichen Begriff, der mit einer säuberlichen und psychologisch fruchtbaren Individuation von Überzeugungen einhergeht, und drittens »Intuitionen«, Produkte laienhaft spekulativen Theoretisierens.

Bei der Frage, ob eine begrifflich kontinuierliche Fortsetzung der Alltagspsychologie durch eine wissenschaftliche Psychologie möglich ist, sollte demnach eine schwächere von einer stärkeren Lesart unterschieden werden. Ist danach gefragt, ob sich die umgangssprachlichen Begriffe (und die Erklärungsstruktur des praktischen Schlusses) bewahren lassen, oder danach, ob sich unsere spekulative Psychologie bewahren läßt? Im ersten Fall geht es ausschließlich darum, ob sich alltagspsychologische Begriffe (wie etwa der der Überzeugung), soweit sie sich in einer durch Kriterien geregelten Verwendung umgangssprachlicher Wörter und Wendungen manifestieren, in einer wissenschaftlichen Psychologie einen Platz finden können. Im zweiten Fall geht es um sehr viel mehr, nämlich darum, ob sich darüber hinaus auch noch unsere intuitiven Auffassungen – zum Beispiel darüber, was Überzeugungen (und wann sie identisch) sind – als wissenschaftlich haltbar erweisen lassen.

Angesichts der in dieser Arbeit betrachteten Probleme ist die Antwort auf die Frage in ihrer schwächeren Lesart: Ja, nichts spricht dagegen. – Die Antwort auf die anspruchsvollere zweite (Lesart der) Frage muß weniger vollmundig ausfallen. Etwa so: Gewisse Intuitionen mögen wir in eine wissenschaftliche Psychologie hinüberretten können (zumal wenn es uns gelingen sollte, eine anschmiegsame Theorie des geistigen Inhalts intentionaler Zustände und Vorgänge zu entwickeln); einige Intuitionen werden wir durch die Einsicht besänftigen können, daß in unseren einschlägigen vorthoretischen Anschauungen Psychisches und

Außerpsychisches sich vermengt und von einer wissenschaftlichen Psychologie geschieden werden muß; und wir müssen darauf gefaßt sein, daß manche Intuition den Weg vieler Laienspekulation geht und sich bei wissenschaftlichem Licht besehen als falsch erweist.²⁰

Anmerkungen

- 1 Vgl. insbesondere Putnam (1975), Burge (1979), Stich (1983) und Kripke (1979). Eine ausführliche Darstellung und Rechtfertigung einer solchen Konzeption von Psychologie findet sich in Fodor (1975, 1980, 1988).
- 2 Im Lichte einer individualistisch konzipierten Psychologie ist etwas zu wissen also kein (rein) psychischer Zustand. – In der Literatur finden sich verschiedene Charakterisierungen und terminologische Etiketten für das, was ich hier als Individualismus bezeichne: methodologischer Solipsismus (Putnam, Fodor) oder Autonomie der Psychologie (Stich). Der Terminus »Individualismus« stammt, in dieser technischen Verwendung, von Burge; ich habe ihn gewählt, weil er inzwischen am weitesten verbreitet zu sein scheint.
- 3 Bei Einsetzungen, die explizit von eigenen phänomenalen Zuständen handeln, oder solchen, in denen es um mathematische, logische oder begriffliche Sachverhalte geht, mag es sich anders verhalten. – Ich erwähne dies nur, um es ausdrücklich beiseite zu lassen.
- 4 Vgl. Putnam (1975, S. 220 ff.) und Burge (1979, S. 106 ff.).
- 5 Vgl. Stich (1983, insbesondere Kap. 5, 10 und 11) und Churchland/Churchland (1981).
- 6 Vgl. Fodor (1980, 1982, 1986, 1987) und Loar (1982, 1987).
- 7 Aus der ontologisch gestellten Frage, was Inhalte von Überzeugungen sind, möchte ich mich heraushalten. Für einen Fregeaner sind es *Gedanken*, für einen Mögliche-Welten-Semantiker sind es *Mengen möglicher Welten*, für einen Situationssemantiker sind es *Situationen*; wenn ich im folgenden das, was ein (semantisch eindeutiger) Daß-Satz ausdrückt, als seine *Wahrheitsbedingung* bezeichne, so soll dies ontologisch nichts besagen. Das Programm einer wissenschaftlichen Psychologie enthält keine bestimmten ontologischen Festlegungen darüber, was für Entitäten es sind, nach denen es sich richtet, ob eine Überzeugung wahr bzw. falsch ist.
- 8 Vgl. Frege (1962, S. 148, 349; 1969, S. 155, 213; 1976, S. 102).
- 9 Man mag deshalb geneigt sein, das Frege-Prinzip als eine bloß notwendige Bedingung zu reformulieren: »X und Y sind dieselbe Über-

zeugung höchstens dann, wenn ...«, und meinetwegen mag man das ruhig tun: Meine folgenden Ausführungen würden davon nicht berührt. Doch sei bei dieser Gelegenheit noch einmal betont, daß der Geltungsbereich des Frege-Prinzips sich nur auf Überzeugungen logisch simplen und kontingenten Inhalts erstreckt. Strenggenommen behandelt dieses Prinzip die Frage, ob X dieselbe Überzeugung ist wie X**, überhaupt nicht, es sei denn, wir machten bei der schwachen Negation eine Ausnahme und erklärten beliebig vielfach besternte Überzeugungsbeschreibungen zu Beschreibungen logisch simpler Überzeugungen. Gerade das habe ich ja eben – zu Zwecken der Illustration – unterderhand getan.

- 10 Vgl. Kripke (1979, S. 248 ff.). Meine Formulierung weicht ein wenig von der Kripkes ab. – Eine Bemerkung zum Unterschied zwischen Ernsthaftigkeit und Aufrichtigkeit. Ernsthaftigkeit hat es damit zu tun, daß der Satz in seiner wörtlichen Bedeutung zu nehmen ist (Ironie und metaphorisches Reden beispielsweise sollen damit ausgeschlossen sein); Aufrichtigkeit schließt aus, daß der Sprecher uns mit seiner Äußerung täuschen will.
- 11 Ich denke, es ist recht häufig so, daß wir ganz alltägliche Wörter beherrschen, ohne zu wissen (oder auch nur eine feste Meinung darüber zu haben), ob sie synonym sind oder nicht. Ich persönlich würde beispielsweise manche Leute lieber als *dürr* und manche lieber als *hager* bezeichnen, obwohl ich es für gut möglich halte, daß die beiden Wörter synonym sind. Der mir selbst nur schwer greifbare Unterschied, den ich da mache, mag eine meiner persönlichen Marotten sein; manchmal kommt mir halt das eine Wort irgendwie treffender vor als das andere. – Wenn »hager« und »dürr« tatsächlich synonym sind, dann sind sie das auch in meinem Munde. Denn ich kopple mich nicht vom allgemeinen Sprachgebrauch ab; ich verfüge nicht für »meinen Idiolekt« besondere semantische Verhältnisse. Ganz im Gegenteil, sollte sich herausstellen, daß kaum jemand außer mir einen solchen Unterschied macht, werde ich einräumen, daß er in der Bedeutung dieser Wörter nicht anzutreffen ist. Er liegt bloß dann in dem, was ich mit diesen Wörtern assoziativ verbinde. – Unser Sprachgefühl – und mehr haben wir, jeder auf sich allein gestellt, in diesen Dingen nicht – markiert keine deutliche Grenze zwischen bloß subjektiv verbundener Assoziation und allgemein verbindlicher Bedeutung. Und auch für die Sprachgemeinschaft als Ganzes läßt sich nicht immer eindeutig ein Unterschied zwischen Bedeutung und Hinzuassoziiertem machen. (Es kommt darüber sogar bisweilen zum Prozeß: »Schreibtischtäter«.) Frege (1969, S. 152 f.) hat diese Verschwommenheit sehr deutlich gesehen. Seine Unterscheidung zwischen dem Sinn eines Wortes und der mit dem Wort verknüpften Vorstellung markiert keinen Unterschied, der sich leicht – geschweige denn vom einzelnen introspektiv – fest-

stellen ließe. Um so bemerkenswerter ist es, wenn Dummett (1978, S. 131) – zwischen eigener Behauptung und Darstellung von Freges Auffassung schillernd – schreibt, es sei »ein unbestreitbares Merkmal des Bedeutungsbegriffs – so dunkel er auch ist –, daß Bedeutung in folgendem Sinne *durchsichtig* ist: verbindet jemand eine Bedeutung mit zwei verschiedenen Wörtern, so muß er wissen, ob diese Bedeutungen dieselben sind«. – Dem ist mit einem Ausrufezeichen zu widersprechen: »Ein Sprecher kann zwei Synonyme in seinem Wortschatz haben und doch nicht wissen, daß sie Synonyme sind!« Als Putnam (1975, S. 270) diese Möglichkeit emphatisch bekundete, dachte er – wie aus dem Zusammenhang des Zitats ersichtlich ist – offenbar nur an zwischensprachliche Synonymiebeziehungen. Burge (1979) hat diese Einsicht konsequent auch auf binnensprachliche Verhältnisse übertragen und verschärft: Ein normaler Sprecher kann sich (in einem gewissen Rahmen) über die Synonymiebeziehungen zwischen Wörtern und Wendungen seiner Sprache nicht nur unsicher sein, sondern sogar irren.

Auch wenn jemand denkbar fest und fälschlich (aber immer noch offen für die Berichtigung durch seine Sprachgenossen) glaubte, daß Hagerkeit etwas anderes ist als Dürresein, könnte er ein normaler erwachsener deutscher Muttersprachler sein. – Das Beispiel mit »blöd« und »doof« habe ich in der Hoffnung gewählt, daß der Leser zwar *recht* sicher ist, daß kein Bedeutungsunterschied vorliegt, aber nicht *völlig* sicher (jedenfalls nicht sicher genug, um über J ein semantisches Verdikt zu sprechen). Js Fehler soll in diesem gewissen Rahmen liegen, den Normalität zuläßt.

- 12 Genau das scheint Kripke (1979, S. 249, 264 und 276, Anm. 23) verlangen zu wollen. Mit dem Begriff der Bedachtsamkeit will er »*momentane* begriffliche oder sprachliche Verwechslung« ausschließen. Dagegen ist nichts zu sagen, denn eine unmittelbar nachträgliche Berichtigung der Äußerung durch den Sprecher selbst ist natürlich ein Beweis dafür, daß er seine Äußerung nicht völlig bedacht getan hat. Wo Synonymie zwischen simplen Begriffswörtern trotz Bedachtsamkeit mißachtet wird – so meint Kripke offenbar –, »versteht« der Sprecher »einen der Sätze nicht normal« (S. 276). Daraus folgt aber nicht, wie Kripke zu unterstellen scheint, daß der Sprecher nicht normal ist. Kripke selbst hegt Zweifel an seiner Auffassung (vgl. S. 279, Anm. 36).
- 13 Tatiz ist die zum Zitat konverse Operation: Anführungszeichen werden beseitigt. – Kripke (1979, S. 249) nimmt übrigens auch eine Zitat-Regel an, die den Übergang von (3) zu

(1*) x ist dazu disponiert, dem Satz »...« ernsthaft zuzustimmen legitimiert, falls x nicht nur die bisher genannten Bedingungen (Normalität usw.) erfüllt, sondern auch aus seinen Überzeugungen keinen Hehl macht.

- 14 Zur radikalen Interpretation vgl. Davidson (1984, Kap. 9-12); zu Davidsons Auffassungen über Verständigung in einer gemeinsamen Umgangssprache siehe insbesondere Davidson (1986).
- 15 Vgl. Burge (1979, 1982a, 1982b, 1986).
- 16 Meine Skizze hier lehnt sich an Fodors (1975, 1987) Theorie an, gemäß der Überzeugungen letztlich Sätze einer Sprache des Geistes sind. Die grundlegende Unterscheidung zwischen einem rein psychischen und einem individualistisch nicht faßbaren Aspekt von Überzeugungen wird allerdings auch von vielen Autoren gemacht, die Fodors Theorie ablehnen. Vgl. etwa Dennett (1982), Loar (1982, 1987) und McGinn (1982).
- 17 Vgl. Putnam (1975).
- 18 Hier wird Kaplans (1977) Unterscheidung zwischen dem sogenannten Charakter und dem Inhalt indexikalischer und demonstrativer Ausdrücke auf Geisteszustände übertragen; vgl. dazu insbesondere White (1982) und Fodor (1987). – Zu Einwänden gegen diesen Vorschlag siehe Putnam (1988) und Stalnaker (unveröffentlicht).
- 19 Fodor (1986, 1987) nimmt diese Konsequenz hin, ohne mit der Wimper zu zucken.
- 20 Für hilfreiche Kommentare zu früheren Versionen dieser Arbeit bin ich Ansgar Beckermann, Axel Bühler, Rolf P. Horstmann, Felix Mühlhölzer, Eike v. Savigny und in ganz besonderem Maße Katia Saporiti zu Dank verpflichtet.

Literatur

- Burge, Tyler (1979), »Individualism and the Mental«, in: *Midwest Studies* 4, S. 73-121.
- Burge, Tyler (1982a), »Two Thought Experiments Reviewed«, in: *Notre Dame Journal of Formal Logic* 23, S. 284-293.
- Burge, Tyler (1982b), »Other Bodies«, in: A. Woodfield (Hg.), *Thought and Object*, Oxford, S. 97-120.
- Burge, Tyler (1986), »Individualism and Psychology«, in: *Philosophical Review* 95, S. 3-45.
- Churchland, Patricia/Churchland, Paul (1981), »Stalking the Wild Epistemic Engine«, in: *Noûs*, S. 5-18.
- Davidson, Donald (1984), *Inquiries into Truth and Interpretation*, Oxford; dt. *Wahrheit und Interpretation*, Frankfurt 1986.
- Davidson, Donald (1986), »A Nice Derangement of Epitaphs«, in: R. E. Grandy/R. Warner (Hg.), *Philosophical Grounds of Rationality*, Oxford, S. 157-174.

- Dennett, Daniel (1982), »Beyond Belief«, in: A. Woodfield (Hg.), *Thought and Object*, Oxford, S. 1-95.
- Dummett, Michael (1978), *Truth and Other Enigmas*, London/Cambridge, Mass.
- Fodor, Jerry (1975), *The Language of Thought*, New York.
- Fodor, Jerry (1980), »Methodological Solipsism Considered as a Research Strategy in Cognitive Science«, in: *Behavioral and Brain Sciences*, S. 63-109.
- Fodor, Jerry (1981), *Representations*, Cambridge, Mass.
- Fodor, Jerry (1986), »Banish DisContent«, in: J. Butterfield (Hg.), *Language, Mind, and Logic*, Cambridge, S. 1-23.
- Fodor, Jerry (1987), *Psychosemantics*, Cambridge, Mass.
- Frege, Gottlob (1962), *Kleine Schriften*, hg. von I. Angelelli, Darmstadt.
- Frege, Gottlob (1969), *Nachgelassene Schriften*, hg. von H. Hermes, F. Kambartel und F. Kaulbach, Hamburg.
- Frege, Gottlob (1976), *Wissenschaftlicher Briefwechsel*, hg. von G. Gabriel, H. Hermes, F. Kambartel, C. Thiel, A. Veraart, Hamburg.
- Kaplan, David (1977), »Demonstratives«, Maschinenskript.
- Kripke, Saul (1979), »A Puzzle about Belief«, in: A. Margalit (Hg.), *Meaning and Use*, Dordrecht, S. 239-283.
- Loar, Brian (1982), »Conceptual Role and Truth Conditions«, in: *Notre Dame Journal of Formal Logic* 23, S. 272-283.
- Loar, Brian (1987), »Social Content and Psychological Content«, in: R. Grimm/O. Merrill, *Contents of Thought*, Tucson, S. 99-110.
- McGinn, Colin (1982), »The Structure of Content«, in: A. Woodfield (Hg.), *Thought and Object*, Oxford, S. 207-258.
- Putnam, Hilary (1975), »The Meaning of »Meaning««, in: ders., *Mind, Language and Reality*, Cambridge, S. 215-271.
- Putnam, Hilary (1983), »Computational Psychology and Interpretation Theory«, in: ders., *Realism and Reason*, Cambridge.
- Putnam, Hilary (1988), *Representation and Reality*, London/Cambridge, Mass.
- Quine, Willard V. O. (1960), *Word and Object*, Cambridge, Mass., dt.: *Wort und Gegenstand*, Stuttgart 1980.
- Stalnaker, Robert, »On What's in the Head« (unveröffentlicht).
- Stich, Stephen (1983), *From Folk Psychology to Cognitive Science*, London/Cambridge, Mass.
- White, Steven (1982), »Partial Character and the Language of Thought«, in: *Pacific Philosophical Quarterly* 63, S. 347-365.